

IRSEER BLÄTTER

... zur Geschichte von Markt und Kloster Irsee



Max Starkmann

„Beim Koneberg gab's das erste Eis in der Waffeltüte“

Thomas Glowatzki

„Spiel nicht mit den Flüchtlingskindern“

Georg Wawrzik

„Am Heiligen Abend lagen unter dem Christbaum von Schwestern gestrickte Angora-Strümpfe“



IRSEER BLÄTTER zur Geschichte von Markt und Kloster Irsee

Für das Schwäbische Bildungszentrum Irsee und die Geschichtswerkstatt Irsee
herausgegeben von Stefan Raueiser und Christian Strobel

Heft 4 / November 2020

Max Starkmann

„Beim Koneberg gab's das erste Eis in der Waffeltüte“

Erinnerungen an Irsee in den fünfziger Jahren

Thomas Glowatzki

„Spiel nicht mit den Flüchtlingskindern“

Erinnerungen an Irsee 1946 bis 1953

Georg Wawrzik

**„Am Heiligen Abend lagen unter dem Christbaum von Schwestern
gestrickte Angora-Strümpfe“**

Erinnerungssplitter an den Bereich der Heil- und Pflegeanstalt Irsee 1945 bis 1972

© Grizeto-Verlag. Irsee 2020.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten. Gedruckt auf LuxoArt® Samt, zertifiziert nach FSC, PEFC und EU Ecolabel.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet (<https://portal.dnb.de>) abrufbar.

ISSN 2628-4367

Umschlag

„Irsee“. Postkarte (ohne Datum, Stempel unleserlich, Freimarke „Adler 5 Pfennig“ Deutsches Reich, Weimarer Republik 1924), Verlag C. Goldmann, Kaufbeuren. Schwäbisches Bildungszentrum Irsee, Postkartenarchiv.

Abbildungsnachweis

Abb. 1: Fotoarchiv SBZI; Abb. 2–6: Archiv Max Starkmann; Abb. 7–9, 11–13, 15, 22–25: Pater Carl Wolff (Archiv der Benediktinerabtei Münsterschwarzach); Abb. 10: Geschichtswerkstatt Irsee; Abb. 14, 26: Archiv Leni Büsselmann; Abb. 16–21, 27–30: Archiv Georg Wawrzik.

Geleitworte



In der letzten Ausgabe dieses Irseer Geschichtshefts, im Mitteilungsblatt und über die Homepage unserer Marktgemeinde riefen die beiden Herausgeber der IRSEER BLÄTTER zur Geschichte von Markt und Kloster Irsee, Christian Strobel

und Dr. Stefan Raueiser, im Frühjahr dieses Jahres dazu auf, Erinnerungen aufzuschreiben und Bilder zusammenzutragen, da ein Heft über die ehemalige Anstaltsgärtnerei in Planung war. In den letzten Monaten entwickelte sich daraus ein gänzlich anderes Heft, da drei (ehemalige) Irseer Bürger ihre Erinnerungen an unseren Marktflecken für die Zeit zwischen Kriegsende 1945 und Anstaltsschließung 1972 zu Papier gebracht und zur Veröffentlichung freigegeben haben. Auf den folgenden Seiten spielt die einstige Gärtnerei nur eine untergeordnete Rolle, dafür stehen höchst detaillierte, völlig unterschiedliche und ganz und gar subjektive Erinnerungen an eine längst vergangene Zeit unseres Marktfleckens im Vordergrund.

Die drei Beiträge, die von zeitgenössischem Bild- und Fotomaterial begleitet werden, lassen uns an geradezu gegenläufigen Sichtweisen auf das damalige Leben im Markt Irsee teilhaben. Sie reichen vom dankbaren Rückblick auf „eine schöne Zeit voll bunter Erinnerungen“ bis zum erschütternden Bericht „Im Unterdorf war der dunkle Schatten“.

Die 2008 von engagierten Irseerinnen und Irseern gegründete Geschichtswerkstatt kommt in Zusammenarbeit mit dem Schwäbischen Bildungszentrum Irsee auch mit der vorliegenden Ausgabe der IRSEER BLÄTTER ihrem Auftrag nach, Erinnerungen, Dokumente und Materialien zur Irseer Geschichte zusammenzutragen, zu erhalten und bekannt zu machen. Wenn auch Sie Bilder, Fotografien, Briefe, Bücher, Poesiealben, Sterbebildchen, kleinere Objekte mit Ortsbezug oder ähnliches unserer „Geschichtskammer“ anvertrauen wollen, sind Sie dazu herzlich eingeladen. Erst wenn wir möglichst vielen Facetten unserer Vergangenheit Raum geben, erhalten wir einen Blick auf unsere Ortsgeschichte, in der sich möglichst alle Bürgerinnen und Bürger unserer Marktgemeinde wiederfinden.

Andreas Lieb

1. Bürgermeister Markt Irsee



Die bayerischen Bezirke bekennen sich zu einem offenen und zukunftsfähigen Heimatbegriff, der zum einen die Einheit von Sprache, Geschichte und Traditionen betont und auf verbindliche ethische Standards achtet, die auf unseren christlich-jüdischen Wurzeln beruhen. Auf der anderen Seite

erkennen wir aber auch Diversität und Vielfalt an, leben doch auch in Schwaben Menschen, die sich unterscheiden hinsichtlich Herkunft, Kultur, Weltanschauung oder Religion.

„Heimat“, so formuliert es das Positionspapier der Bayerischen Bezirke von 2019, „bringt Einheit und Vielfalt in ein Gleichgewicht, wenn sie Menschen nicht ausgrenzt, sondern einbindet, wenn sie geprägt ist von Weltoffenheit, Toleranz, gegenseitigem Respekt und der Wahrung ethischer Werte sowie verfassungsrechtlicher Grundsätze. Heimat ist deshalb kein Synonym für Nationalismus, Egoismus oder Abgrenzung gegenüber Fremdem, Anderem und Neuem“. Wenn wir uns auf einen solchen Heimatbegriff verständigen, wollen wir „damit einen Beitrag leisten zur Zusammengehörigkeit und Weiterentwicklung einer Gesellschaft, die geprägt ist von Humanität, Freiheit, Gleichberechtigung und gegenseitiger menschlicher Achtung“.

Unser Eigenbetrieb Kloster Irsee verbindet in seiner Geschichte – als einstiges Benediktinisches Reichsstift wie als ehemalige Heil- und Pflegeanstalt – und in seiner gegenwärtigen Nutzung als Tagungs-, Bildungs- und Kulturzentrum des Bezirks Schwaben ausgesprochen verschiedene Ausprägungen des kulturellen, sozialen und politischen Zusammenlebens.

Ich freue mich, dass die Geschichtswerkstatt des Marktes Irsee zusammen mit unserem Schwäbischen Bildungszentrum mit der vorliegenden Ausgabe der IRSEER BLÄTTER weitere Aspekte der Irseer Geschichte beleuchtet, einer Marktgemeinde, die Bürgerinnen und Bürgern unterschiedlicher Herkunft und Prägung zur lebens- wie lebenswerten Heimat geworden ist.

Martin Sailer

Bezirkstagspräsident von Schwaben



Abb. 1: Blick auf Irsee mit Klostergebäude und Anstaltsgärtnerei in der Mitte (Luftbild, vor April 1944).

Max Starkmann

„Beim Koneberg gab's das erste Eis in der Waffeltüte“

Erinnerungen an Irsee in den fünfziger Jahren

Max Starkmann wurde 1947 in Kaufbeuren als drittes Kind des Irseer Elektroingenieurs Max Stankmann und seiner Ehefrau Eleonore (Tochter des langjährigen Bürgermeister Gustav Baumann) geboren. Bis 1957 besuchte er die Volksschule Irsee, anschließend das Maristenkolleg Mindelheim bis zur Mittleren Reife. Von 1963 bis 1966 Lehre und Gesellenprüfung im elterlichen Betrieb. Nach dem Abitur am Bayernkolleg in Augsburg und einem Studium in München lehrte Starkmann von 1976 bis 2012 Sozialkunde, Geschichte und Deutsch an der Marienrealschule in Kaufbeuren, wo er auch heute noch lebt. Zu Beginn des Lehramtsstudiums 1970 änderte er seinen Namen von Stankmann zu Starkmann.

Erzählt man seinen Kindern oder Enkeln heute von den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg (1939–1945), erntet man häufig ungläubiges Staunen. Wohl nie in unserer Geschichte hat sich in nur 70 Jahren ein derart rasanter Wandel vollzogen – man denke an die Veränderungen in der Arbeitswelt, die Motorisierung, die Entwicklung der Informations- und Kommunikationstechniken, die Digitalisierung oder auch an die Globalisierung.

Vielfältiges Handwerk

Möbel kauft man heute vor allem in großen Einrichtungshäusern. In den ersten Nachkriegsjahren wurden sie noch vom Schreiner hergestellt, und in Irsee gab es damals gleich vier Schreiner, die sich die Arbeit als Bau- und Möbeltischler teilten: Metzler Josef (seit 1882, ab 1955 Angerer Rudolf), Kraft Karl (seit 1919), Auerbacher Benedikt (seit 1947) und Nieberle Franz (seit 1947). Schreiner Metzler hatte vor seiner Werkstatt, die sich damals noch rechts neben dem Fußweg befand, der stetig bergan vom Friseurgeschäft Sirch bis zum Bäcker

Koneberg verlief, Särge ausgestellt, die bei mir jedes Mal ein Gruseln auslösten.

Zum Bäcker Koneberg zog es uns, weil es dort in Irsee das erste Eis in Waffeltüten gab, beim Bäcker Hailer dagegen bekam man die beliebten Brausestängel. Hier hatte man sich aber vor dem weißen Foxterrier zu hüten, der jeden Radler laut bellend bis zum Forsthaus verfolgte. Das Mehl für die Bäcker lieferten die über 500 Jahre alte Mühle Scharpf und die Klostermühle der Familie Vogler.

Fleisch und Wurst kaufte man beim Metzger Ostenried, später bei seinem Nachfolger Koch oder beim Metzger Rädler in der Kellergasse.

Kleidung ließ man vom Schneider anfertigen. Schneidermeister Albrecht in der Frühlingstraße erlebte ich noch, wie er mit übergeschlagenen Beinen im „Schneidersitz“ und mit einem Maßband um den Hals auf seinem Tisch saß. Mein Vater wechselte beim Anfertigen seiner Anzüge bei den Schneidern im Ort ab, sodass keiner zu kurz kam. Ich kann mich noch gut an die Anproben beim



Abb. 2: Familienbild. Maxl Stankmann (links) zusammen mit seinen beiden Schwestern und seinen Eltern Max und Eleonore Stankmann an Lisls Kommunion.

Schneider Albrecht oder beim Schneider Zedelmeier im Oberdorf oder später bei der Flüchtlingsfamilie Fey und Keller erinnern, die Maßanzüge lieferten, die in dieser Passform und Qualität in den heutigen Bekleidungsgeschäften kaum noch zu haben sind.

Mein Vater, Elektroingenieur Max Stankmann, hatte nach dem Krieg ein Elektro- und Freileitungsgeschäft in der Frühlingstraße aufgebaut. Für den Freileitungsbau wurden Schaufeln und Pickel gebraucht, die mein Vater bei den beiden Schmiedemeistern Kohlhund und Sirch in Auftrag gab. Die Hauptbeschäftigung der Schmiede galt aber dem Beschlagen der Pferde. Und nicht selten war ein lauter Fluch zu hören, wenn beim Hammer Schlag ein Nagel den Nerv des Pferdes im Huf getroffen hatte und dieses dann den Huf abrupt zurückzog. Auch Steigeisen wurden dort angefertigt, die die Monteure benötigten, um auf die Masten zu klettern.

Robuste Ledertaschen, die dazu dienten, Werkzeuge zu verstauen, fertigten die beiden Sattler in Irsee an: bei den Drei Nelken der Sattler Kohlhund, im Oberdorf der Sattler Bartenschlager. Hauptgeschäft der Sattler war aber das Anfertigen von Matratzen oder das Überziehen von Stühlen.

Auch zwei Wagner gab es im Dorf. Wagner Reisach, neben der Gastwirtschaft Baumann, und Kohlhund im Oberdorf fertigten Räder, Heuwagen, Schubkarren, in Irsee auch „Bollewagen“ genannt!

Die ersten Zinkbadewannen, die man in der Waschküche aufstellte und die dem samstägligen Baderitual dienten, wurden neben den ersten Wasserklosetts von der Spenglerei Jall geliefert. Später kam hier noch die Firma Sauer dazu.

Sogar eine ganz „exotische“ Firma konnte Irsee vorweisen: die Stockfabrik Egle! Hier wurden in zweiter Generation Spazierstöcke und Schirmgriffe hergestellt, die in die ganze Welt geliefert wurden.

Schuster durften im Ort ebenfalls nicht fehlen. Am Beginn der Frühlingstraße hatte der Schuster Knestel seine Werkstatt, in der es so herrlich nach Leder und Leim roch. Ein Stück weiter in der Frühlingstraße, im Schantinihaus, hatte Schuster Knebel nach dem Krieg seine Werkstatt eröffnet. Nur selten war er nüchtern anzutreffen, und wenn es ihm an hochprozentigen Spirituosen mangelte, sprach er auch gerne dem Spiritus zu.

Mit Lebensmitteln bestens versorgt

Mit Lebensmittelläden, die sich zum Teil noch Kolonialwarenhandel nannten, war Irsee bestens versorgt. Hier konnte man alles kaufen, was man für den täglichen Bedarf benötigte. Bei Frau Albrecht in der Frühlingstraße gab es Bratheringe, die sie aus einem großen



Abb. 3: Betonmastleitung der Firma Stankmann, die Mindelheim mit Strom von der Hammerschmiede versorgte.

Bottich fischte und in Papier wickelte. Mit den Fingern verzehrten wir diese Köstlichkeit und „verkürzten“ uns damit den Heimweg von der Schule.

Frau Olga Jall, gegenüber des Forsthauses, hatte sich schon dem Zeitgeist geöffnet. Wrigley's Kaugummi, vor allem aber „dubble bubble“ (weil wir die englische Sprache nicht beherrschten, sprachen wir es so aus, wie es dastand), mit dem man eine große Blase formen konnte, waren bei ihr zu erstehen. Daneben konnte man noch bei Fleischhut in der Schmiedgasse, bei Huber im Altbau, bei Kohlhund in der Mühlstraße oder später in der Obst- und Südfrüchtehandlung Schrems einkaufen. Wollte man bauen, standen zwei Baugeschäfte zur Verfügung: die Firma Max Halder und die Firma Ferdinand Stankmann. Die Firma Halder hatte beim Bau den Vorteil, dass sie auch Zimmererarbeiten ausführen und vor allem den Dachstuhl setzen konnte.

Der größte Arbeitgeber aber war – neben der Heilanstalt und der Klosterbrauerei – das Elektrounternehmen meines Vaters Max Stankmann. Zeitweise waren bis zu 60 Monteure und Hilfsarbeiter bei ihm beschäftigt. Täglich verließen vier Lastwagen der Marke Opel Blitz unsere Garagen in der Frühlingstraße. Vier Kolonnen zu je sechs bis sieben Mann erledigten die Aufträge, die mein Vater von den Lechwerken, den Allgäuer

Überlandwerken oder von der Post erhielt. Waren es anfangs noch Holzmastleitungen, mit denen man Dörfer und entlegene Weiler mit Strom versorgte, stellte mein Vater später auf Betonmastleitungen um. Das größte Projekt war die Betonmastleitung vom Stromlieferanten Hammerschmiede über Bad Wörishofen bis nach Mindelheim.

Neue Glocken für die Klosterkirche

Mein Vater unterstützte auch sehr das kulturelle Leben in Irsee. Nach dem Krieg organisierte er Kirchenkonzerte in der Klosterkirche, unter anderem mit dem berühmten Dirigenten Eugen Jochum, und er setzte sich dafür ein, dass die Kirche ein neues Geläut erhielt, nachdem die Glocken im Krieg eingeschmolzen worden waren. Er organisierte Kirchenkonzerte und veranstaltete ein Weihnachtskonzert unter dem Titel „Irsee singt und spielt für seine neue ‚Irseerin‘“. In weiteren Sammlungen bat er unermüdlich um Spenden. Und so konnten Ende 1949 die Glocken von Bauern, Handwerkern, Geschäftsleuten und Arbeitern der Gemeinde gestiftet werden. Unter großer Begeisterung und Teilnahme der Bevölkerung wurden die neuen Glocken schließlich am 16. Juni 1950 vom Leinauer Bahnhof in festlich geschmückten Wagen nach Irsee gebracht.

Für den Kirchenchor organisierte er Theater- und Opernfahrten nach Augsburg oder München. Nach den Chorproben trafen sich die Sänger meistens im Klosterbräustüble. Diese Gaststätte wurde, nachdem die Familie Wittmann das Kommando über die Kochtöpfe übernommen hatte, vor allem von den Kurgästen Bad Wörishofens wegen der hervorragenden Küche überaus geschätzt.



Abb. 4: Im festlich geschmückten Wagen wurden die neuen Glocken für die Klosterkirche von Leinau nach Irsee gebracht. Aufnahme: Raimund Gries.



Abb. 5: Besuch bei Opa Gustav (Baumann), dem langjährigen Bürgermeister. Neben mir mein Kinder- und Jugendfreund Hans Jany, im Hintergrund mein Cousin Eberhard Weiger.

Reges Stammtischleben

Nachdem es zu Beginn der Fünfziger noch kaum Fernsehgeräte gab, spielte sich das gesellige Leben in den Wirtschaften ab. Die Männer zog es am Abend in die Gaststätten, zum Baumann, in die Drei Nelken oder in die Krone. Man vertrieb sich die Zeit mit Schafkopfen oder auch nur mit hitzigen Diskussionen zu einigen Halben Bier. Die holde Weiblichkeit sah man dagegen nur im Fasching bei Bällen oder beim „Frauenkränzle“! Soweit ich mich erinnern kann, gab es zu Beginn der fünfziger Jahre keinen Sportverein in Irsee. Auch der Theaterverein konstituierte sich erst später. Wer aber auf das Theater nicht verzichten wollte, musste nach Kleinkemnat pilgern. Hier hatte sich unter Leitung des Lehrers Völk ein munteres Theatervölkchen zusammengetan, das die Zuschauer aus dem ganzen Landkreis mit dramatischen Jäger- und Wilderergeschichten in den Bann zog. So mancher Jüngling aus Irsee hatte sich in die hübschen Töchter des Lehrers verliebt, die in den Theaterstücken die Rollen der vom Jäger wie auch vom Wilderer Angebetenen spielten.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden auch viele Heimatvertriebene in Irsee angesiedelt. Um die größte Not zu lindern, ließ mein Vater in der Maxau ein Mehrfamilienhaus errichten, um den Flüchtlingsfamilien für geringe Miete Wohnraum zu bieten. In Würdigung seines sozialen Engagements beschloss der Irseer Gemeinderat einstimmig, die Straße an diesem Mehrfamilienhaus nach meinem Vater „Max-Au“ zu benennen.

Meinem Großvater, Gustav Baumann, von 1913 bis 1945 Bürgermeister in Irsee, kam die Aufgabe zu, die Flüchtlinge zu verteilen. Jedes Haus musste mindestens ein

Zimmer für die Neubürger abtreten. In meinem Elternhaus in der Frühlingstraße waren zwei Familien untergebracht: ein Lehrerehepaar aus Zoppot, einem Kurort an der Ostsee, der heute in Polen liegt. Das andere Ehepaar, Leo und Gusti Lorenz, kam aus Chodau im Egerland. Nachdem ihr einziger Sohn im Krieg gefallen war, haben sie mich wie ihr eigenes Kind aufgezogen. Da beide schon im Rentenalter waren, hatten sie viel Zeit für mich, die meinen Eltern fehlte, weil sie beide im Geschäft eingespannt waren.

Der Lehrer, ein feiner Herr, ging jeden Tag im hellen Jackett spazieren. Seine hochnäsige Art und sein weißer Kittel reizten mich eines Tages, Dreckkugeln in einer Pfütze auf der Straße zu formen (Teerstraßen gab es damals in Irsee noch nicht) und nach ihm zu werfen. Mit seinem dreckbespritzten Jackett stürmte er ins Büro meines Vaters, klagte, was für ein ungezogener Junge ich sei. Ich machte daraufhin Bekanntschaft mit unserem Teppichklopper.

Die Anstalt war tabu

Das Gelände der Heilanstalt war für uns Kinder tabu. Pfleger wachten strengstens darüber, dass wir nicht in diesen Bereich eindringen konnten. Patienten haben wir nur dann gesehen, wenn sie sich im Garten aufhielten. Einmal hat mir eine Patientin einen Zettel zugesteckt, ich solle ihre Angehörigen benachrichtigen, sie wüssten nicht, dass sie hier eingesperrt sei. Ich hatte großes Mitleid mit diesen Kranken. Andere Buben aus der Nachbarschaft gefielen sich darin, die Kranken nachzuäffen oder auszulachen.

Das sind meine Erinnerungen an die Zeit bis 1957, die ich in Irsee mit vielen Freunden, dem Paulus Wolfgang, dem Schölzig Franz, dem Jany Hans, dem Resnick Walter, dem Menhofer Reinhold, dem Spottka Jürgen oder dem Hasser Franz verbrachte. Es war eine schöne Zeit voll bunter Erinnerungen!

Im Kindergarten Anfang der 1950er Jahre



Abb. 6

Vierte Reihe v.l.n.r.: Bartenschlager Gusti, Ried Christl, Griebel Hyazinta, Glowatzki Thomas, Rinkes, „Tante Rosl“;
 dritte Reihe v.l.n.r.: Hasser Franz, Richter Jochen, Krenz Liesl, Menhofer Reinhold, Renn Baldi;
 zweite Reihe v.l.n.r.: Oberweiler Günther, Weiß Renate, Winhart Walter, Strauch Johannes, Sauer Georg, Oberweiler Irmgard;
 vorderste Reihe v.l.n.r.: Schmölz Bärbl, Stankmann Maxl, Ostenried, Weiger Hubert, Beermann Bettina, Mayer Peter.

Thomas Glowatzki

„Spiel nicht mit den Flüchtlingskindern“

Erinnerungen an Irsee 1946 bis 1953

*„Ich muss wachsam sein: Erinnerungen sind wie wilde Tiere. Sie schleichen sich aus dem Hinterhalt an und überfallen Dich, wenn Du es am wenigsten erwartest.“
Der Club der singenden Metzger, Film 2019*

Thomas Glowatzki wurde 1946 in Irsee geboren und wohnte in seinem ersten Lebensjahr mit seinen aus Schlesien vertriebenen Eltern direkt in der Heil- und Pflegeanstalt. Sein Vater hatte dort als Famulus (Medizinstudent im Praktikum) eine Anstellung gefunden. Später zog die Familie ins Obere Dorf. Als sich die Eltern trennten, blieb der kleine Thomas mit seiner jüngeren Schwester zurück und kam erneut in die Anstalt, diesmal zu Pflegeeltern in das umgebaute Tobhaus. 1953 wurden die Kinder nach Augsburg geholt.

Thomas Glowatzki arbeitet als Psychotherapeut und lebt in Cork/Irland.

Erinnerungen – Wahrheiten – Traumata

Ich bin ein Jahr nach Kriegsende in Irsee geboren. An ein Gefühl von „Befreiung“ kann ich mich dabei nicht erinnern, wohl aber an Niederlagen, Zerstörungen, Schweigen, Angst, Schreien, Ungewissheit, Wegsehen, Verdrängen und an versteckte Schuld. Dazu kam noch Niedergeschlagenheit und Verzweiflung.

Von den politischen, sozialen, wirtschaftlichen Verhältnissen im Nachkriegs-Deutschland weiß ich, der mittlerweile alte Mann, heute mehr als der kleine Bub damals, auch wenn dieser es damals gespürt hatte.

Zweifelsohne haben die allgemeinen Verhältnisse im Nachkriegsdeutschland das Leben des Buben mitgeprägt, wenn auch das Dorf Irsee eher abseits lag. In diesem Abseits jedoch gab es eine Heil- und Pflegeanstalt, leichtmündig als *Narreheisle*, grobmündiger als *Irrenanstalt* bezeichnet. Während der NS-Zeit diente

das *Narreheisle* als Vernichtungsanstalt eines mörderischen „Euthanasie“-Programms. So abgeschieden war das Dorf Irsee also nicht, als dass es nicht Teil des *Totalen Kriegs* hätte sein können.

Der Krieg am Menschen fand auch in Irsee statt – selbst noch nach dem Krieg, was auch mich, den Buben damals, gezeichnet hat für mein weiteres Leben. Als alter Mann heute hier in Cork kann ich immer noch die Nachwirkungen spüren. Doch das ist gut so, denn durch das *noch Spüren* habe ich sie überlebt, die damalige Zeit. Somit ist dieses *Mein Erinnern* an Irsee von 1946 bis 1953 auch ein Überlebensbericht.

Ich versuche, erzählend aus meinen Erinnerungen zu schöpfen. Dabei geht es mir um die Wiedergabe erlebter Begebenheiten, aber auch und eventuell mehr noch um mein gespürtes Erleben an ein Nachkriegs-Irsee, das es heute so nicht mehr gibt. Hierzu gesellen sich auch erinnerte Erzählungen, eher Erwähnungen meiner Eltern und meiner Großmutter mütterlicherseits (sie lebte von 1947 bis 1974 in Irsee und arbeitete bis zu ihrer Pensionierung 1956 in der Heil- und Pflegeanstalt Kaufbeuren). Zudem nehme ich auch Bezug auf politische und soziale Gegebenheiten, welche meine Nachkriegszeit-Kindheit geprägt haben. Dies ist für mich persönlich wichtig wegen eines mehr weitwinkligen Verstehens. So schweife ich mitunter nicht ab, sondern hin – zu Begriffen wie Trauma, Nachkriegszeit, amerikanische Besatzungszone, Flüchtlingssituation und auch Fremdsein. Vor allem aber wird die Heil- und Pflegeanstalt (*Irrenanstalt*) einen nicht unwesentlichen Teil meines Erinnerns einnehmen.

Wie genau ist dabei mein Erinnerungsvermögen? Wie hat ein kleiner Bub in einem unsicheren Umfeld gewisse Gegebenheiten wahrgenommen? Diese Aspekte sind mir persönlich wichtig, denn sehe ich meine frühkindliche Zeit in Irsee im Zusammenhang mit persönlichen wie auch kollektiven Traumata, so ist mein Erinnern

alles andere als gewiss. Über viele Jahre habe ich mich immer wieder gefragt, ob meine Erinnerungen wirklich den damaligen Tatsachen entsprechen. Ich hätte gerne nach einer Videoaufzeichnung in meinem Hirn gesucht, welche mir mit Bildern bestätigen könnte, dass es wirklich so war, wie ich es heute zu denken und zu fühlen glaube, doch es gibt sie nicht. Mühselig habe ich gelernt, dass die in meinem Körper abgespeicherten, oft nicht zu erklärenden Gefühle *meine Wahrheit(en)* sind. So zum Beispiel hat es 66 Jahre gedauert, bis ich das frühere Tobhaus der Anstalt zum ersten Mal wieder betreten konnte ...

Die Stunde Null

Ich wurde 13 Monate nach der *Stunde Null* geboren. Was vor dieser Stunde war und was nach ihr kam, hat Irsee, meine Familie, die gesamte Gesellschaft und mein unmittelbares Leben geprägt. Nach dem großen *Totalen Krieg*, der totalen Niederlage und der Zerstörung lag ein dunkler Schatten auf Deutschland, auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Wir müssen hierbei auch berücksichtigen, dass die letzte Niederlage gerade erst 27 Jahre zurücklag – ein Wimpernschlag im kollektiven Erleben. Die Namensschilder am Irseer Kriegerdenkmal, damals noch mit dem Stahlhelm, veranschaulichen dies.

Für mich, den Bub in den 1940ern und der Nachkriegszeit, war da im Allgemeinen ein beängstigendes Gefühl: Die Welt ist kein sicherer Ort. Der Begriff Nachkriegszeit ist für mich insofern von Bedeutung, als er ursprünglich nicht Befreiung, sondern eher Schuld, Scham und Verdrängen umfasste – sowie die bange Frage: *Wie geht es weiter?* Die Nachwirkungen des Totalen Kriegs waren weithin spürbar.

Mein Eindruck heute: Die Vergangenheit blieb bei uns allen fast völlig ausgeblendet. Zunächst wollte niemand über den „*Spuk*“ von gestern reden. Mein kindliches Lebensgefühl: In einem heimgesuchten Haus eingeschlossen zu sein. Der *Spuk* war für den Buben schier greifbar, die Erwachsenen jedoch schienen taub, betäubt, gefühllos zu sein. Kriege gefährden eben das Lebensgefühl mehrerer Generationen. Ein Lebensgefühl aber ist schwerer wieder aufzubauen als zerstörte Länder und Städte.

Ein wesentlicher Gesichtspunkt der *Stunde Null* wird in der allgemeinen Wahrnehmung oft übersehen, vor allem, wenn man heute von Befreiung spricht: die Situation der Frauen. Historiker vertreten die Ansicht, dass fünf Prozent aller *Besatzungskinder* durch eine Vergewaltigung gezeugt wurden, jede zehnte Vergewaltigung zu einer Schwangerschaft führte, und wiederum jede zehnte dieser Schwangerschaften ausgetragen wurde.

Bis zu 190.000 deutsche Frauen wurden von amerikanischen Soldaten vergewaltigt, eine dieser Frauen war meine Mutter. Ende August 1945 begegnete sie auf dem Weg von Oberstdorf nach Irsee zwei amerikanischen Soldaten. Sie hat lange nicht darüber gesprochen. Erst in den 1990ern deutete mein Vater in einem Brief an, dass ich eventuell nicht sein Sohn wäre. So oder so – ich war ein Besatzungskind.

Wie kam ich nach Irsee?

Grund war der *Totale Krieg*, aber auch die totale Niederlage – und damit das befreiende Kriegsende. Ich war ein Besatzungskind und ein Flüchtlingskind. Meine Eltern kamen aus Schlesien. Sie lernten sich als Medizinstudenten kennen und waren beide am Kriegsende gerade 21 Jahre alt. Sie hatten zwar bis auf ihre Uniformen und ein paar persönliche Gegenstände alles Hab und Gut verloren, auch ihre Heimat, doch sie hatten überlebt, so wie die meisten ihrer Familien.

Mein Vater war Feldunterarzt, meine Mutter seit 1944 Krankenschwester in verschiedenen Feldlazaretten von der Ostfront bis Bayern. Wie war das für eine sehr junge Frau in der kriegerischen Männerwelt? Von ihren wenigen Erzählungen weiß ich: da war Elend, Verwundung und täglicher Tod, sehr viel körperliche Anstrengung, Angst, Hunger und Verzweiflung, doch war da auch mitunter Zuneigung, einfaches Anlehnen – um das Grauen zu ertragen?

Mein Vater wurde 1941, gerade einmal 17-jährig, zur Wehrmacht eingezogen. Gymnasiasten konnten damals nach erfolgreichem Absolvieren der Unterprima die Schule mit einem Zeugnis der Reife verlassen, wenn sie sich freiwillig meldeten und ihnen die notwendige Qualifikation bestätigt wurde. Dies hieß dann im Abgangszeugnis (Breslau, 5. Juli 1941) meines Vaters: *Der Schüler zeigte straffe soldatische Haltung, Einsatzbereitschaft und verständiges, zielbewusstes Streben.* Anfang des 21. Jahrhunderts sagte mein Vater zu mir: *Über Nacht wurde ich von einem Jungen zum Mann – mit der Lizenz zum Töten.*

Im Juni 1945 verschlug es meinen Vater nach kurzer amerikanischer Kriegsgefangenschaft bei Salzburg ins Allgäu. Dort bewarb er sich um eine Stelle in der Anstalt Kaufbeuren. Im August 1945 wurde er *entnazifiziert*, angenommen und als medizinischer Famulus in die Zweigstelle Irsee versetzt. Meine Mutter, bis Kriegsende als Krankenschwester in einem Lazarett bei Oberstdorf tätig, folgte ihm später nach. Anfang Juni 1946 wurde ich dazugesellt – und lebte mit meinen Eltern für ein Jahr direkt in der Anstalt. Ich habe an diese Zeit keine expliziten Erinnerungen, doch möchte

ich hier anfügen, dass mich 2014, bei meinem ersten Besuch in der einstigen Anstalt – ich übernachtete dort –, Schlüsselgeräusche schauern ließen, ebenso wie das Hallen der Schritte in den gefliesten Gängen. Mein Körper reagiert eben empfindlich ...

Meine Eltern in der Anstalt

Seinen wenigen persönlichen Aufzeichnungen zufolge, bestand die Tätigkeit meines Vaters von August 1945 bis Mai 1947 hauptsächlich darin, mit einer der Ordensschwestern im Labor zu arbeiten, bei den täglichen Visiten zu assistieren wie auch bei Eingriffen der sogenannten *kleinen Chirurgie*, Krankengeschichten aufzunehmen und bei den relativ häufigen Obduktionen (Leichenöffnungen) in der Prosektur mitzuwirken.

Zwei weitere Tatsachen, basierend auf späteren Andeutungen meines Vaters, möchte ich noch erwähnen: Das Vernichten von belastendem Material und das Entfernen von tätowierten SS-Blutgruppen-Nummern. Die *kleine Chirurgie* in einem fernab gelegenen *beschaulichen* Irsee war offensichtlich eine vortreffliche Adresse für Mitglieder der SS, welche sich *reinwaschen* wollten von diesem Brandmal. Sie hatten zwar schon die schwarze Uniform mit einem Nachkriegsanzug vertauscht, und viele konnten sich dank politischer Seilschaften wohl auch nahtlos eingliedern, die tätowierte Nummer jedoch war immer noch ein bedrohendes Zeugnis. Für meinen Vater und Kollegen war dies ein willkommener Nebenverdienst – verbunden mit bezahltem Schweigen. Wie es sich für meinen Vater anfühlte, in einer ehemaligen *Vernichtungsanstalt* angestellt zu sein, weiß ich nicht, wir haben nie darüber gesprochen. Auch meine Mutter war kurzfristig in der Anstalt beschäftigt, als sie mit mir schwanger war. Auch sie hat später kaum über diese Zeit gesprochen – außer über zwei Gegebenheiten, bei denen ich als Säugling wegen Fahrlässigkeit beinahe zu Tode gekommen wäre. So sprach sie von ihrer Angst, die *Irren* täten mir Böses, wenn sie mich im Kinderwagen in den Gärten vor der Südseite alleine ließ. Beim Betrachten von Pater Carl Wolffs beeindruckenden Fotografien aus dieser Zeit verspüre ich heute noch körperliche Reaktionen, welche ich rational nicht zu erklären vermag ...

Irsee – meine Heimat?

„Wie viel Heimat braucht der Mensch?“ nennt Jean Amery einen seiner großen Essays aus der Sammlung *Jenseits von Schuld und Sühne*. Irsee fühlt sich heute nicht wie Heimat an – und in meiner Kindheit war mir

Irsee fremd, denn ich gehörte nicht dazu. War es dies, weshalb ich mich oft den *Irren* so verwandt fühlte? Sie waren auch die anderen ...

Ich lebte in Irsee sowohl im Unterdorf in der Anstalt, als auch im Oberdorf, entfernt von der Anstalt. Warum mache ich da einen Unterschied? Der Unterschied ist eben die Anstalt und meine Zeit im dortigen Tobhaus. Nach 1953 kehrte ich nach Irsee regelmäßig zurück, vor allem während der Schulferien, um meine Großmutter zu besuchen. Wenn ich heute denke, „*Ich bin ein gebürtiger Irseer*“, so fühlt sich dies befremdlich an. Doch ich bin in Irsee geboren und lebte dort in der amerikanischen Besatzungszone. Dort fühlte ich mich oft als Kind zweiter Klasse.

Oberdorf

Von 1947 bis Herbst 1951 lebte ich gemeinsam mit meinen Eltern und später dann mit meiner Schwester gegenüber der Bäckerei Hailer und neben der Molke-rei. Wir bewohnten zwei kleine Zimmer bei Bäuerin und Bauer. Meine Schwester war eine viel zu frühe Frühgeburt, der Tod war ihr näher als das Leben. Für Monate war sie in Augsburg in einer Kinderklinik, in die sie immer wieder zurückgebracht wurde.

Im Oberdorf war mein Lebenshorizont eingerahmt von St. Stephan und dem Gasthof Baumann, von der Post bis zum Gasthof Drei Nelken mit der Kegelbahn und der Maxau, wo meine Großmutter wohnte. Auf dem Weg dorthin zog die Bäckerei Koneberg wie ein Magnet – es gab Zuckerstangen und im Sommer köstliches Eis. Die Schmiede gegenüber roch nicht köstlich, doch sie war faszinierend.



Abb. 7: Blick von der Marktstraße auf die Kirche St. Stephan.



Abb. 8: Blick vom Turm von St. Stephan auf Irsee.

Ich kann mich nicht erinnern, dass meine Eltern näheren Kontakt zu den Irseern hatten. Mit den Vermietern gab es außer gegenseitiger Ablehnung keinerlei Berührungspunkte. Für meine Mutter war die bäuerliche Irseer Bevölkerung ungebildet und uninteressant. In dem Umfeld, in welchem sie aufgewachsen war, gab es eine klare Trennung zwischen der Oberschicht, akademisch gebildet, und dem gemeinen Volk. Es würde mich daher heute nicht wundern, wenn die damaligen Irseer meine Mutter als hochnäsiger und arrogant bezeichnet hätten. Jedoch lauschten manche einheimischen Jugendlichen gerne meiner Mutter an Sommersonntagen beim Baden, wenn sie begeistert aus *Götter, Gräber und Gelehrte* vorlas oder von Thor Heyerdahls *Kon-Tiki-Expedition* erzählte. Da webten die dunkelbraun-schwarzen Binsenkolben im Hauch der großen weiten Welt ...

Aus Erzählungen weiß ich, dass meine Mutter mit Pater Carl Wolff und auch mit dem Kunstmaler Raimund Gries befreundet war, die beide in der Anstalt Unterschlußpf gefunden hatten. Die Tatsache, dass meine mütterliche Großmutter eine *Frau Doktor* war, wurde befremdlich aufgenommen. Kein anderes Kind hatte eine *Dr. Grossmutter*. Hierzu erinnere ich mich an die erste Begegnung mit meinem mütterlichen Großvater: Es war 1950 und mein Großvater kam für einige wenige Stunden in Irsee vorbei – auf dem Weg in die Alpen. Seine jüngste Tochter aus zweiter Ehe – beide Großeltern waren seit vielen Jahren geschieden – war gerade tödlich verunglückt. Ich erinnere mich an ein schmerzhaftes Bedrücktsein und

an einen sehr traurig starr blickenden, fremden Mann. Später erfuhr ich, dass er das Konzentrationslager Dachau überlebt hatte, ebenso wie jahrelange Repressalien der Gestapo und am Kriegsende den Bombenangriff auf Dresden. Später erfuhr ich auch, dass sich seine Schwester und deren Ehemann Ende der 1930er Jahre das Leben genommen hatten, der Schwager meines Großvaters war Deutscher jüdischen Bekenntnisses. Zum Abschied drückte der fremde Mann mir ein etwas zerfleddertes Buch mit Bildern und fremden Texten in die Hand. Die Bilder waren aufregend, lesen konnte ich noch nicht – vor allen Dingen nicht Latein. Aber lateinische Kinderbücher für Buben waren eine alte Tradition in der Familie meines Großvaters ...

An meinen Vater erinnere ich mich wenig, ich war wohl für ihn eher befremdlich. Doch aus Erzählungen weiß ich, er tat sich leichter mit den *Einheimischen* als meine Mutter. Er spielte gerne Karten, im besonderen Schafkopf, so auch mit Pfarrer Joseph Wille. Im Frühjahr 1951 wurde er Mitglied der neu gegründeten Irseer Fußballmannschaft. Der Fußballplatz lag etwas außerhalb des Dorfs in den Wiesen nördlich vom Kloster. Für mich war er noch magnetisierender als Zuckerstangen. Einen Ball zu treten, bereitete mir große Freude.

Von der NS-Zeit und dem Krieg sprach mein Vater kaum, obwohl die Zeit von 1933 bis 1945 mehr als die Hälfte seines damaligen Lebens umfasste. Beide Eltern waren Jahrgang 1924. Er sprach auch nie vom Verlust seiner Heimat, von der Trennung von seiner Mutter, von sei-

ner Familie, seinen Kameraden und Freunden. Erinnern kann ich mich aber noch, wie meine Eltern an gewissen Sonntagen versteinert schweigend vor dem Radiogerät saßen. Die Vermisstenlisten des Roten Kreuzes überfluteten wie eine nicht enden wollende litaneiartige Woge die Einliegerwohnung im Oberdorf. Vor allem die Liste der Kinder ertränkte mich schier. Deren Namen, Alter, Herkunftsort, das letzte Mal gesehen dann und dort etc., drangen in mich ein. In diesem Augenblick war ich dieses vermisste Kind. Später identifizierte ich mich auch mit den *Irren* in der Anstalt – die waren auch Vermisste in der Irseer Gemeinde.

Abgesehen von dem Minenfeld zwischen meinen Eltern und meinem allgemeinen Fremdsein, erinnere ich mich dort im Oberdorf auch an manches Lichte – im Gegensatz zu der späteren unterdörfischen Dunkelheit im Tobhaus und um die Anstalt herum.

Aufregendes Erleben

Im Oberdorf, da war der Friedhof bei St. Stephan wie ein Adlerhorst. Dort oben wurde der kindliche Horizont wunderschön weit. Aber St. Stephan war nicht nur Adlerhorst, im Winter war dort auch der Start zu einer Schlitten-Schussfahrt bis vors schmiedeeiserne Tor der Anstalt. Da oben war auch das Feuerwehrhaus mit Enten, die sich im Löschweiher tummelten, das

aufregende Sägewerk, die Molkerei gerade über den Zaun – und besonders die Bäckerei Hailer gegenüber, wie ein sicherer Hafen voll köstlicher Gerüche. Da waren zum Toben und zum Versteckspielen Scheunen mit Heu und teppichartigen Spinnweben, Ställe mit Kühen, Ochsen, Pferden und Schweinen; in Gehegen oder freilaufend Hühner, Hähne, Puten, Gänse, Enten und – selbstredend – Hunde und Katzen, von den Mäusearmeen in der Einliegerwohnung ganz zu schweigen.

Da gab es einmal im Jahr den Jahrmarkt der Marktgemeinde. Der Maibaum wurde um die Ecke gepflanzt. Gerne wollte ich da nicht nur Bub, sondern ein Bursche sein, denn diese kletterten barfuß bis in die Maibaumkrone, um den Mädchen eine Schleife zu pflücken.

Da war auch der Kindergarten im alten Forsthaus. Vor allem aber waren da einige Kinder als Nachbarn, mit denen ich gerne spielte und mich und uns erkundete. Auch erinnere ich mich an Ausflüge ins große, aufregende Kaufbeuren, das so anders war. Der Hinweg ging zu Fuß, vorbei an der „Villa Hammerschmied“ und durch die Höll’ unweit von Kleinkemnat. In der Villa nahm meine Mutter manchmal an spirituellem Tischerrücken teil. Welch Gegensatz zu Pfarrer Willes Rosenkranzbeten ...

Auf dem Rückweg von Kaufbeuren durfte ich dann im Bus sitzen, hinter dem Fahrer, und staunend in den Schlund des Holzkohlenfeuers starren, das mit Gehölz und Geäst im Holzvergaser aufbereitet wurde.



Abb. 9: Blick vom nördlichen Turm der Klosterkirche auf Irsee, fotografiert wohl während der Glockenweihe am 20. Juni 1950.

Im Oberdorf gab es so gut wie keine Autos, und falls sich doch mal eines dorthin verirrt hatte, war die Aufregung riesig. Transportmittel bestanden aus Pferdefuhrwerk, Bulldog, Fahrrad und dem Motorrad des Postboten. Fußmäsche, auch von weiteren Entfernungen, zum Beispiel nach Kaufbeuren oder Leinau, waren für uns Kinder aufregend normal.

Im Oberdorf gab es für mich keinen Hunger, so wie später im Unterdorf, doch die Not war spürbar und vor allem die Verzweiflung meiner Mutter. Irsee mit einem Misthaufen und einer Güllegrube vor der Tür war für sie, als Oberschichtkind mit Personal aufgewachsen, ein Gefängnis. Sie wollte keine Mutter sein, sie wollte fort, koste es, was es wolle ...

Woran ich mich auch gerne erinnere, sind die Eisblumen an den Schlafzimmerwänden im Winter: Meine Eltern ließen mich manchmal allein und trotz Angst hatte ich Freude daran, die eisigen Blumen zu bestaunen, ja, sie mit meinen Fingernägeln mehr noch zu verzaubern. Ich kann mich nicht erinnern, dass es mir hierbei kalt war, meine kindliche Fantasie wärmte mich.

Flüchtling sein

Flüchtling sein, kann verschiedenes bedeuten. Der eine flieht vor Krieg, Gewalt, Hunger und Not, die andere ist vertrieben von Krieg, Gewalt, Hunger und Not. Und dann gibt es Flüchtlinge, welche vor ihrem Gewissen und ihrer Verantwortung fliehen – Vertriebene ihres eigenen Bewusstseins. So gesehen, waren wohl alle in Irsee nach dem Krieg auf die eine oder andere Weise Flüchtlinge, ja Vertriebene – abgesehen von den *Irren* in der Anstalt. Die waren Opfer vor der Stunde Null – und blieben es auch danach.

Auch wenn mir als Kind mein Flüchtlingsstatus nicht bewusst war, so verspürte ich doch, dass mit mir etwas nicht in Ordnung war, denn ich gehörte nicht dazu, ich war anders. Ich erinnere mich, wie ich an einem Faschingstag mit anderen Kindern durchs Oberdorf streifte, unweit vom Gasthaus Baumann. Ich weiß nicht mehr, was genau geschah, doch es überfiel mich wie eine Starre – ich gehörte nicht dazu. Ich glaube, ich fiel auf einem Schneehaufen in Ohnmacht und wurde dann nach Hause getragen.

Die allgemeine Stimmung Flüchtlingen gegenüber war feindlich. Meinem Vater wurde, seinen späteren Angaben zufolge, noch Ende der 1940er Jahre ein Studienplatz in München verwehrt, da kein Platz für *Auswärtige* vorhanden sei.

Nach den Aufzeichnungen meines Vaters überwog auch in der Anstalt Irsee bald nach dem Kriegsende das *Bayerntum* – und ihm wurde zum Mai 1947 gekündigt.

Für mich war der Familienname *Glowatzki* dabei bis in die 1960er Jahre wie ein Brandmal: Ich hatte oft Angst, von Fremden danach gefragt zu werden, vor allem in den Schulen. „*Spiel nicht mit den Flüchtlingskindern, sing nicht ihre Lieder.*“ Und in Irsee hießen alle Kinder anders. Allein mein Vorname *Thomas* erregte Stirnrunzeln bei manchem Erwachsenen ...

Schule

Wie sich mein Gefühl, anders zu sein, in der Schule ausgewirkt haben mag, daran kann ich mich in keiner Weise mehr erinnern. Überhaupt ist das eine Jahr Schule 1952/53 wie ein dunkler Fleck. Ich erinnere mich nur noch an das Schulgebäude von außen und an den bekiesten Schulhof. Ich hatte eine Schiefertafel mit Schwamm und Griffel, auf der ich die altdeutsche Schrift übte: Ich mochte dieses steife Schreiben, es war aufregend.

Als Schulkinder waren wir zu diversen Diensten eingeteilt: Mai- und Kartoffelkäfersammeln und Kastanienklauben im Herbst. Die Kastanien waren Futtervorsorge für die Rehe, die beiden Käferarten mussten als Schädlinge vernichtet werden. Die Chemie waren damals wir Kinder ...

Was sonst noch in der Schule geschah, weiß ich nimmer, ich spüre nur ein beklemmendes Gefühl. Als ich Irsee 1998 einmal besuchte, stand die Schule noch, sie war ein bunt bemalter Jugendtreff, was mich erleichternd froh machte.

Religiöses Leben

Ich habe mich bis heute noch nie gefragt, ob damals Menschen jüdischen Glaubens in Irsee oder Kaufbeuren lebten. Es erscheint unwahrscheinlich, dennoch wundere ich mich über mich selbst, dass ich 74 Jahre wartete, um darüber nachzudenken ...



Abb. 10: Fronleichnamsprozession in Irsee.



Abb. 11: Blick von der heutigen Mühlstraße Richtung St. Stephan.

Ich war nicht nur Besatzungschild und Flüchtlingskind, sondern obendrein auch noch *Mischehenkind*. Eine *Mischehe* verband – oder trennte – damals Ehepartner mit unterschiedlicher christlicher Konfession. Mein Vater war römisch-katholisch, meine Mutter evangelisch-lutherisch, beide jedoch nicht praktizierend. In einer katholischen Gemeinde wie Irsee war eine derartige Mischehe anstößig, was zur Folge hatte, dass ich römisch-katholisch getauft wurde, um einer zusätzlichen Ablehnung vorzubeugen. Laut meiner Mutter wäre ein evangelisches Kind aus einer *Mischehe* im Dorf nicht geduldet worden. Heute frage ich mich, wie viele evangelische Kinder es wohl gab in Irsee nach dem Krieg.

Die katholische Präsenz in Irsee war eindeutig: Klosterkirche, Pfarrhaus und Schule bildeten eine Einheit unten im Dorf, St. Stephan thronte darüber. Die Nonnen in der Anstalt und Pfarrer Wille als Ortspfarrer waren geachtete Repräsentanten. Besonders dem Pfarrer begegneten wir oft auf seinen Spaziergängen durchs Dorf. Wir Kinder mussten uns vor ihm niederknien, seine Hand küssen und nach einem gehauchten *Gelobt sei Jesus Christus* brummte es von oben herab *In Ewigkeit Amen*. Manchmal war das Brummen untermalt von Am-Ohr-Ziehen oder Ähnliches.

Gut erinnere ich mich an mein Gefühl der aufgezwungenen Unterwürfigkeit: Männer mussten zwar einen Diener manchen und Frauen einen Knicks, doch mussten sie sich nicht wie wir Kinder in den Staub – oder Dreck, je nach Wetter – knien. Ein Hinknien war auch Pflicht bei der schön geschmückten Fronleichnamsprozession,

Pfarrer Wille ließ einem da nichts durchgehen und wenn ich nur auf einem Knie lag, zuckte bereits sein zorniges Kinn nach unten. Da brauchte es keine Worte mehr ...

Gerne jedoch erinnere ich mich daran, wie Pfarrer Wille beim Rosenkranzgebet in der Klosterkirche auf der Schiffskanzel einschlief: Das Beten war für die Frauen im Dorf, wir Kinder versteckten uns mit guter Sicht auf das, was kommen sollte. Pfarrer Wille begann schallend: „*Gegrüßet seist du, Maria, voll der Gnade, der Herr ist mit dir. Du bist gebenedeit unter den Frauen, und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes, Jesus.*“ Dann fiel die Gemeinde der Frauen eher murmelnd ein. Das Beten des Rosenkranzes war eine schier endlose Schleife von Wiederholungen, wobei Pfarrer Wille oft auf der Kanzel schnaufend vom Schlaf übermannt wurde. Dies war der Moment, auf den wir Kinder gewartet hatten. Ich weiss nicht, ob es die murmelnde Monotonie der betenden Frauen war, fast wie ein Bachrieseln, die den Pfarrer in den Schlaf gleiten ließ, oder was sonst, erstaunlich aber war, wie schnell er wieder aufwachte, wenn das Rieselnd der Gemeinde ermüdete. Religion wurde in meinem Elternhaus demgegenüber nur im Zusammenhang philosophischer Betrachtungen erwähnt. Doch die wunderschöne Krippe zur Weihnacht in der Klosterkirche mit all den Figuren lud mich ein, selbst Hirtenjunge zu sein und zum Kind zu beten ...

Besatzung

Die amerikanische Besatzungszone war für mich als Bub nur wenig spürbar, abgesehen von einigen Begegnungen mit der Besatzungsmacht, welche verdeutlichten, dass wir besetzt waren – mit allen möglichen Konsequenzen. Eine dieser Konsequenzen war der sogenannte *Entnazifizierungs*-Prozess, der Unsicherheit für viele bedeutete. Inwieweit Irseer diesbezüglich verunsichert waren, weiß ich nicht zu sagen, vermute allerdings, dass nur wenige in Irsee Verfolgte des NS-Regimes waren. In den ersten Jahren wurde eine Berührung zwischen amerikanischen Soldaten und der Bevölkerung untersagt – *Fraternisierungs*-Verbot. Aus Erzählungen weiß ich, dass meine Eltern, beide sprachen gut Englisch, kurzzeitig bei den Amerikanern in Kaufbeuren arbeiteten. Es war wohl ein deutliches Sieger-Besiegte-Verhältnis, was vor allem meine Mutter – sie arbeitete als Putzfrau und Haushaltshilfe – nur schwer ertrug. Doch da war immer auch die Hoffnung, etwas von dem, was die Sieger wegwarfen, mit nach Irsee nehmen zu können. So auch Essensreste und einen Kinderwagen für mich, den mein Vater – bei Nacht, Nebel und unter Beschuss – versuchte, von einem Müllhaufen zu entwenden. Wie gesagt: versuchte. Selbstredend war ihm sein Leben wichtiger als mein Kinderwagen in spe.

Die Besatzer waren wenig präsent, abgesehen von einigen durchs Oberdorf rollenden Jeeps. Kaugummi, Coca-Cola oder Schokolade gab's da nicht ...

Die Erwachsenen zogen ihre Köpfe ein, wenn ein Flugzeug über Irsee kreiste. Da schien der Krieg auf einmal wieder nah, so wie beim Himbeerpflücken, beim Pilzesuchen oder beim Holz- und Zapfensammeln in den umliegenden Wäldern. Da lag noch verrostetes Kriegsggerät zuhauf.

Doch ganz klar und deutlich ist da ein Begegnen in meinem Erinnern verankert: An bestimmten Sonntagen kam uns im Oberdorf ein noch sehr junger GI besuchen. Er war uns zugeteilt. Dies muss wohl mit der Aufgabe des Fraternisierungsverbots in Zusammenhang gestanden haben. Jedenfalls erinnere ich mich, dass dieser junge Mann, eher ein Bursche noch, sehr schüchtern war – er tat mir leid. Diese Besuche waren äußerst verklemt und unangenehm für alle – für mich verstörend, begriff ich doch nicht, was sie zu bedeuten hatten. Gern gesehen jedoch waren seine essbaren Mitbringsel. Vor allem erinnere ich mich an Dosen mit Corned-Beef, denn Fleisch in irgendeiner Form landete eigentlich nie auf unserem Tisch. Geruch und Geschmack des brutzelnden gepökelten Rindfleischs kann ich heute noch genau nachvollziehen, vor allem die glänzenden Fettaugen in der Pfanne ...



Abb. 12: Anstaltsgebäude, Hauptfassade, Sommer 1945. Am Zaun vor dem Haupteingang ist für die amerikanischen Truppen das Hinweisschild „Lunatic Asylum“ angebracht.

Lebensumstände

Nun kann ich nichts darüber sagen, inwieweit die einheimischen Irseer von der Nachkriegsnot betroffen waren. Viele waren Bauern und viele hatten kleine Gärten. Meine Eltern jedoch waren am Ende des Kriegs völlig verarmt. Aus Erzählungen weiß ich, dass mein Vater derart unterernährt war, dass er zusätzliche Lebensmittelmarken erhielt. Seine Tätigkeit in der Anstalt von August 1945 bis Mai 1947 beinhaltete freie Kost und Logis. Ob er darüber hinaus etwas verdiente, weiß ich nicht. Seinen schriftlichen Aufzeichnungen zufolge ging er aber einem Anstaltsarzt in dessen Privatpraxis zur Hand – für 50 Reichsmark im Monat. Doch nach der Anstalt herrschte bei uns im Oberdorf Not.

Da fällt mir eine von meiner Mutter erzählte Geschichte ein: Sie war mit mir, dem Krabber, gegenüber bei Hailers, da rutschte mir mein Schnuller aus dem Mund, den sich der Hailer-Hund schnappte und sofort verschlang. Ich war unglücklich und schrie und schrie, nicht willens, beruhigt zu werden. Einen anderen Schnuller gab es weit und breit nicht, und auch nicht die Aussicht, einen kaufen zu können. Doch siehe da: Nach ein paar Stunden entledigte sich der Hund des Schnullers dem Maul gegenüber. Außer einigen Bisswunden war der Schnuller soweit intakt, dass – nach heftigem Auskochen und Nähen – ich wieder zufrieden zuzelte ...

Ich kann mich nicht erinnern, gehungert zu haben, sehr wohl aber daran, dass es nicht immer etwas zu essen gab. Da waren die Molkerei nebenan und die Bäckerei gegenüber wie Oasen. Auch erinnere ich mich daran, dass die frischen Hühnereier verlockend waren. Ich schlürfte sie heimlich, was eine donnernde Auseinandersetzung der Bäuerin mit meiner Mutter nach sich zog. Vor den Augen der Bäuerin zog meine Mutter mich aus und schlug mich nackend mit einer Gerte. Die eigentliche Bestrafung aber war Missachtung und dann Nahrungs- und vor allem Liebesentzug für ein paar Tage.

Die Einliegerwohnung im Bauernhaus war eng und im Winter sehr kalt. Unter der Treppe war eine elektrische Heizplatte, die oft nicht funktionierte. Es gab einen kaltnassen Waschraum neben dem Kuhstall mit einem Zuber für Wäsche und ein gelegentliches Bad. Doch Heizmaterial war Mangelware und bestand aus im Sommer gesammeltem Holz und Zapfen. An Kohle kann ich mich nicht erinnern, so waren die Wälder rings um Irsee im Herbst wie leergefegt. Als Bub war ich da immer erstaunt. Überhaupt waren die *Gaben der Natur* ein wesentlicher Bestandteil unserer Existenz, insbesondere die reichhaltig üppigen Himbeeren, welche zu Sirup verarbeitet den täglichen Grießbrei so köstlich versüßten.

Im Sommer brauchte ich wenig Kleidung. Schuhe hatte ich eigentlich nur im Winter. Ich erinnere mich ganz gerne an die frischen Kuhfladen auf den Wiesen und auf den Straßen im Dorf. Meine Füße dahinein zu tauchen war köstlich warm und weich. Es blubberte förmlich zwischen den Zehen. Am Abend dann folgte die Strafe auf dem Fuß, welcher so verschissen war ...

Wie ich so vor mich hin erinnere, fällt mir auf, wie wenig ich aus Erzählungen meines Vaters über diese Zeit weiß. Würde ich ein Drehbuch schreiben, hätte mein Vater notgedrungen nur eine kleine Statistenrolle – abgesehen vom ehelichen Minenfeld. Da war immer ein Schatten des Schweigens, trotz meiner Versuche, noch im Alter ein Gespräch anzuregen. Meine Mutter hingegen machte aus ihrem persönlichen Unglück in Irsee kein Hehl und ließ mich dies zu jeder Zeit spüren. Es waren wohl auch unsere Lebensumstände, geprägt von finanzieller Not, *primitiver* Enge der Wohnverhältnisse, dem Fremdsein unter Einheimischen, einem herkunftsbedingten Klassenunterschied und vor allem dem starken Verlangen, nicht Mutter sein zu müssen und Irsee hinter sich lassen zu können ...

Unterdorf

Im Unterdorf war der dunkle Schatten. Im ehemaligen Tobhaus lebte ich von Herbst 1951 bis Sommer 1953 – in Pflege, zusammen mit meiner drei Jahre jüngeren Schwester.

Ich erinnere mich noch sehr gut an diesen grauen Nachmittag: Ich stand am Küchenfenster im Tobhaus und sah, wie das Auto, in dem meine Mutter saß, auf der Landstraße nach Kaufbeuren vom Wald verschluckt wurde. Zum einen war ich erleichtert, zum anderen überkam mich ein ohnmächtiges Gefühl. „*Nun bin ich allein.*“ Ich war fünf Jahre alt und hatte kein Zuhause mehr und wusste nicht, ob ich jemals wieder eines haben würde. In diesem Moment hat sich ein Deckel auf mich gedrückt. Ich kann das Geräusch noch heute hören ...

Wenn ich nun nur meine Mutter erwähne, so liegt das daran, dass mein Vater schon seit ein paar Monaten in Augsburg in einer amerikanischen Kaserne beschäftigt war. Er kam nur noch ganz sporadisch nach Irsee zu Besuch. Ich kann mich nicht erinnern, ihn jemals vermisst zu haben, eher im Gegenteil, denn das Minenfeld zwischen den Eltern war entschärft für eine Weile.

Auch meine Mutter ging nach Augsburg, nicht aber, um meinem Vater zu folgen, sie wollte weg aus dem Gefängnis Ehe und weg von Irsee. So wurden meine kleine Schwester und ich im Tobhaus abgelegt, gefühlt: ausgesetzt.



Abb. 13: Anstaltsgebäude von Südosten. Links das Haus für unruhige Frauen, rechts das frühere Tobhaus, mit Tarnanstrich.

Das ehemalige Tobhaus war ein dunkles Gemäuer mit Wohnungen für Angestellte der Anstalt. Dort lebten die Pflegeeltern mit zwei Buben und einem Mädchen. So waren wir zusammen fünf Kinder, ich war der zweit-älteste. Die Pflegemutter machte mir gleich von Anfang an klar, dass ich alleine die Verantwortung habe für die anderen Kinder – Verantwortung bedeutete Bestrafung. Bestrafung war vor allem Lust am Quälen mittels Essensentzug oder auch, mein eigenes Erbrochene so lange würgen zu müssen, bis es drin blieb. Ich war Einschüchterungen, Angst, Einsperren, Schlagen und sexuellem Missbrauch ausgeliefert – und wusste nicht, warum dies geschah. In der unmittelbaren Nähe zur Anstalt wurde ich ein Teil von dem, was dort auch sonst geschah.

Wie eingangs erwähnt: Eine unsichere Umgebung sensibilisiert ein Kind dahingehend, ständig nach Gefahren Ausschau zu halten. Die Geschichte von Ernst Lossa beschreibt dies recht deutlich. Die Anstalt war Gefahr, das Tobhaus war Gefahr.

Zwar hatte das Morden in der Anstalt nach Kriegsende aufgehört, doch das Quälen war immer noch da. Für die dort wertlos Lebenden hatte sich im Eigentlichen nichts geändert, der 8. Mai 1945 war für sie nicht der Tag der Befreiung, welchem mit bayerischer Beflaggung 2020 gedacht wurde. Die menschenverachtende Struktur war nach wie vor Alltag. Als Bub war ich immer wieder Zeuge – mit Schweigepflicht, der wir Kinder mit Strafandrohung unterworfen waren ...

Begegnungen mit den Irren

Ich benutze den entsetzlichen Begriff „Irre“, weil er sich mir als Kind derart eingprägt hat. Für mich als Bub war da auch eine verworrene Verbindung zwischen dem Namen des Dorfes und den *Irren*. Diese hießen auch Idioten, Schmarotzer, Scheissdreck, G'schmeiss – und galten nicht als *richtige Menschen*.

Wie gesagt: Die NS-Ideologie ward nicht so mir nichts, dir nichts an einem bestimmten Datum einfach abgeschaltet und durch ethisch-moralische Grundsätze ersetzt. Selbst wir nachgeborenen Kinder waren noch immer Teil davon, auch wenn wir keine Vorstellung davon hatten. Ich, wie wohl die meisten Kinder, waren uns selbst überlassen – unseren Ängsten vor allem gegenüber dem Unbegreiflichen.

Das Tobhaus war an den Anstaltsgarten angeschlossen mit einem kleinen grasigen Areal, welches von Holzstadeln eingefriedet war. Durch die Bretterritzen hatten wir Kinder immer Kontakt mit den *Irren*, welche Ausgang im Garten hatten. Auch konnten wir sehen, was da so alles im Anstaltsgarten geschah. Zudem begegneten wir den *Irren* auch außerhalb der Anstalt. Wir wurden immer gewarnt, den „geisteskranken“ *Irren* nicht zu nahezu kommen: „*Die sind doch keine richtigen Menschen*“. Das hatte zur Folge, dass alle Irseer – wir Kinder eingeschlossen – *bessere Menschen* waren. Dies rechtfertigte uns Kinder, die *Irren* auf offener Straße zu verhöhnen und zu trätzen. In ihrer verzweiferten Scham reagierten sie – Frauen wie Männer – oft aggressiv oder

auch exhibitionistisch, ihre Geschlechtsteile/Scham vor uns entblößend. Die *Irren* wurden dann oft von Pfleger/innen mit Schlägen oder Stockhieben körperlich gezüchtigt.

Wir Kinder hatten Macht: Wir brauchten nur mit dem Finger zu zeigen, wir waren Teil dieser Verachtungsgemeinschaft. Wie wirkt sich dies aus auf ein Kind?

Außerhalb der Anstalt

Manche *Irre*, Frauen und Männer, waren im Arbeitsinsatz außerhalb der Anstalt. Oft begegnete ich ihnen, bei der Gärtnerei zum Beispiel, aber auch außerhalb des Dorfes Richtung Kleinkemnat und Bickenried. Da waren sie oft eingespannt wie Pferd und Ochs und versuchten, schwer beladene Erntewagen hügelan zu zerren. Das Peitschenklatschen der Pfleger krümmte sie mehr als die Last.

Der Begriff *Pfleger* war etwas schwierig zu verstehen: Wie kann man jemand schlagen, den man pflegt? Nun denn, ich wurde ja auch geschlagen und missbraucht von meiner Pflegemutter. Erst im Alter wurde mir so recht bewusst, dass diese Frau Mutterersatz war an Stelle meiner Mutter, von der ich nicht wusste, wo sie war und ob sie jemals wiederkommen würde.

Ein bestimmtes Erlebnis lässt mich heute noch schauern. Die Sirene heulte, mein Pflegevater, er war in der Anstalt angestellt, rannte aus dem Tobhaus. Vom Fenster aus sah ich wie sich eine Männerschar dem Wald auf der gegenüberliegenden Seite der Kaufbeurer Landstraße nähert und darin verschwindet. Es dauerte nicht lange, und die Männer kamen wieder hervor – mit einem gezerrten Bündel Mensch in ihrer Mitte. Ich rannte aus dem Tobhaus, dorthin, wo die Landstraße Richtung Anstalt einbiegt. An der Ecke des Bräustübles, bei dem großen Kastanienbaum, stießen die Männer das Bündel Mensch, es war ein Mann, auf die Straße, entrissen ihm das Hemd – und dann klatschte eine Peitsche. Ich weiß nicht mehr, ob das Bündel schrie oder wimmerte. Doch wie weiß ich noch das Klatschen – es war mehr ein heulendes Zischen. Wie lange es dauerte, kann ich nicht mehr erinnern, ich weiß nur noch: Ich war wie versteinert und wollte das Bündel schützen, aber ich konnte nicht. In diesem Augenblick war ich das Bündel.

Die Anstalt mit dem Tobhaus war ein dunkler Ort. Nur ein Kastanienwurf weit waren da auch die frisch aufgeschütteten Erdhügel hinter der Klostermauer. Uns Kindern war es untersagt, dorthin zu gehen. Doch die Erdhügel luden ein zu einem spielenden Hinauf- und Hinunterturnen. Manchmal, es war Sommer, die mückengeschützten Fenster weit offen, lag ich hellwach im Bett, derweil die Frösche im Teich posauend quak-

ten. Da spürte ich die Toten durch die offenen Fenster. Im Oberdorf, bei St. Stephan, bin ich neugierig aufgebahrten Toten begegnet, hier in meinem Bett erfüllte mich Grauen ...

Um die Anstalt herum

Das Tobhaus war wie ein gebauter Appendix der Anstalt – und der letzte Wurmfortsatz des östlichen Irsees. In der Senke dahinter lag ein kleiner Weiher, gerahmt auf der einen Seite von Wald, auf der anderen Seite von mit bimmelnden Kühen bestandenen Wiesen, an deren Flanke die Schotterstraße nach Leinau/Kaufbeuren verlief. Dieser Appendix war gruselig, düster und tobend – im wahrsten Sinne des Wortes.

Um die Anstalt nebst Klosterkirche herum waren als markante Punkte für uns Kinder die steinkalt erschreckende Prosektur, das Pfarrhaus, die Schule, die Anstaltsgärtnerei, die Klosterbrauerei mit dem Bräustüble, die Metzgerei *Fleisch- und Wurstwaren Karl Koch*, eine Molkerei (?), das Kriegerdenkmal und ein kleiner Kramerladen. Da ich oft großen Hunger hatte, zogen die Metzgerei, die Gärtnerei und der Kramerladen wie Magneten – so auch die Anstaltsküche.

Mit dieser verbinde ich einen guten warmen Duft, verheißungsvolles Töpfeklappern, freundliche Frauengesichter – und eine kleine Gabe hie und da. Mit der Metzgerei eine junge, schöne Metzgersfrau, die so fremd und irgendwie fehl am Platz zu sein schien wie ich. Ihre Gaben, mit einem schelmischen Lächeln auf eine Gabel gespießt, waren wie Manna für den Gaumen, hinunter in den hungrigen Bubenbauch. Eine Scheibe Gelbwurst und dann vor allem ein Häppchen Wiener machten mir die Welt ertragbar für einen verlängerten Augenblick. Damals wusste ich noch nichts von Goethes Faust ...

Die Gärtnerei hingegen, so aufregend wie sie war mit all den Pflanzen, die in Reih und Glied wuchsen, war streng bewacht von einem Zerberus, dem Gärtner. Er verfolgte



Abb. 14: Gartenfest mit Patientinnen und Patienten, stets am 1. September im Männergarten hinter der Anstalt.

grimmig und vehement, wie Zerberusse dies eben tun, alle kindlichen Eindringlinge. Für ihn waren wir eher wie Engerlinge. Doch wenn es darum ging, Käfer, Schnecken und dergleichen Getrier von Gemüseblättern zu klauen, wurden wir gelobt und durften dann ein paar Beeren zupfen. In der Gärtnerei waren auch einige *Irre* beschäftigt. Manche von ihnen waren wie hin- und herhuschende Schatten – unter Beobachtung, was mir recht vertraut war. Mein alltägliches Erleben war ein ermüdender Versuch, nicht ins Fadenkreuz zu geraten. Die Klosterbrauerei hingegen war eher wie ein selbstständiger Teil, welcher nichts mit der Anstalt und dem Dorf zu tun hatte. Um die Besitzer mit zwei Söhnen, beide etwas älter als ich, war eine Aura der Unnahbarkeit. Ich fühlte mich hingezogen, vor allem zu deren Nicht-Irseerischem, doch all meine Annäherungsversuche zu den Buben, welche ich beneidete, wurden von deren Eltern abgeblockt. Sie spielten nicht mit den *Schmuddelkindern*, nicht mit den Dörflerischen – und nicht mit den Flüchtlingischen.

Was bleibt?

Unsere Sinne liefern uns keine Kopie unserer Umwelt. Die Schwierigkeiten beginnen bereits damit, dass wir nur einen Teil der vorhandenen Informationen wahrnehmen können. Und doch:

Im Erinnern

Regt

Sich

Ein

Erleben.

Literatur

Amery, J. (1977). *Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten*. Stuttgart: Klett-Cotta.

Appel, E. (2002). *Einfluss der Neurobiologie auf die Geschichtswissenschaften*. München: GRIN.

Asensio, J.A & Trunkey, D.D. (2015). *Current Therapy of Trauma and Surgical Critical Care* (2nd ed.), Philadelphia: Elsevier.

Assmann, J. (1988). *Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität*, in: Assmann, J. & Hölscher, T. (Hrsg.), *Kultur und Gedächtnis*. Frankfurt: Suhrkamp.

Becker, W. (2009). *Theodor Heuss. Vater der Verfassung. Zwei Reden im Parlamentarischen Rat über das Grundgesetz 1948/49*. München: K.G.Saur.

Brownmiller, S. (1978). *Gegen unseren Willen – Vergewaltigung und Männerherrschaft*. Frankfurt/Main: Fischer.

Charf, D. (2018). *Auch alte Wunden können heilen*. München: Kösel.

Dobler, G. (2017). *Irsee zwischen 1943 und 1950. Fotografien von Pater Carl Wolff*. Irsee: Grizeto.

Domes, R. (2017). *Wir waren wir eine große Familie. Die Anstalt Irsee zwischen Kriegsende und Auflösung*. Irsee: Grizeto.

Fabry, J.B. & Lukas, E. (1995). *Auf den Spuren des Logos. Briefwechsel mit Viktor E. Frankl*. Berlin/München: Quintessenz.

Fischer, G. & Riedesser, P. (1998). *Lehrbuch der Psychotraumatologie*. München: Reinhardt.

Gebhardt, M. (2015). *Als die Soldaten kamen: Die Vergewaltigung deutscher Frauen am Ende des Zweiten Weltkriegs*. München: Deutsche Verlagsanstalt.

Hess, J.C.; Lehmann, H. & Sellin, V. (1996). *Heidelberg 1945*. Stuttgart: Franz Steiner.

Hüther, G. & Krens, I. (2005). *Das Geheimnis der ersten neun Monate. Unsere frühesten Prüfungen*. Düsseldorf: Walter.

Kleinschmid, J. (1997). *Do not fraternize: Die schwierigen Anfänge deutsch-amerikanischer Freundschaft 1944–1949*. Trier: WVT.

Kühnel, S. & Markowitsch, H. J. (2009). *Falsches Erinnern – Wieso?/Gedächtnis und Erinnern*. In: Kühnel, S. & Markowitsch, H. J.: *Falsche Erinnerungen. Die Sünden des Gedächtnisses*, S. 1–72. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag.

Markowitsch, H.J. & Welzer, H. (2005). *Das autobiographische Gedächtnis. Hirnorganische Grundlagen und biosoziale Entwicklung*. Stuttgart: Klett-Cotta.

Morgenstern, C. (1900). *Ein Sommer*. Berlin: Fischer.

Rass, E. (ED.) (2018). *The Allen Schore Reader – setting the course of development*. New York: Routledge.

Reichel, P. (2005). *Schwarz-Rot-Gold. Kleine Geschichte der Deutschen Nationalsymbole nach 1945*. München: C.H.Beck.

Ruge, W. und Schumann, W. (1977). *Dokumente zur deutschen Geschichte 1942–1945*. Berlin: Deutscher Verlag der Wissenschaften.

Ruppert, F. (2018). *Wer bin ich in einer traumatisierten Gesellschaft?* Stuttgart: Klett-Cotta.

Sachs, N. (1988). *Fahrt ins Staublose*. Gedichte. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Schmidt, U.; Holsboer, F. & Rein, T. (2011). *Epigenetic aspects of posttraumatic stress disorder*, in: *Disease Markers* 30, pp. 77–87.

Schore, A. (2019). *The Development of the Unconscious Mind*. New York: W.W. Norton.

Sieg, M. (1997). *Im Schatten der Wolfschanze: Hitlerjunge auf der Suche nach Sinn*. Autobiographische Skizze eines Zeitzeugen. Münster: LIT.

Siegel, D. (2015). *The developing mind* (2nd ed.). New York: Guilford Press.

Tewes, T. (2016). *Rotkreuzschwestern. Ihr Einsatz im mobilen Sanitätsdienst der Wehrmacht 1939–1945*. Paderborn: Ferdinand Schöningh.

Tulving, E. (1985). *How many memory systems are there?*, in: *American Psychologist* 40, pp. 385–398.

Van der Kolk, B. (2015). *The Body Keeps the Score*. London: Penguin.

Georg Wawrzik

„Am Heiligen Abend lagen unter dem Christbaum von Schwestern gestrickte Angora-Strümpfe“

Erinnerungssplitter an den Bereich der Heil- und Pflegeanstalt Irsee 1945 bis 1972

Am 8. Januar 1937 kam ich als einziges Kind in Hindenburg (Oberschlesien) zur Welt. Mein Vater, Hermann Wawrzik (1909–1937), verstarb, als ich 10 Monate alt war. Meine Mutter Helene, geb. Pawlitzek (1909–2005), arbeitete während des Krieges im Wehrmacht-Lazarett in Hindenburg. Am 21. Januar 1945, drei Tage vor dem Einmarsch der Roten Armee, wurde das Lazarett einschließlich Personal nach Oberschreiberhau (Riesengebirge) verlegt. Von da ging es in Etappen weiter nach Bischofswerda (Oberlausitz). Der erste Teil des Lazaretts wurde von dort schon bald nach Dresden verlegt. Diese Patienten kamen mit ihren Begleitern nach Berichten eines Augenzeugen in den Bombennächten am 13. und 14. Februar ums Leben. Mit dem restlichen Teil gelangte ich nach Grassau (Chiemgau), wo ich am Palmsonntag die prachtvolle Prozession der Kirchengemeinde – in bunter oberbayerischer Tracht und die Buben mit ihren Palmenböschchen an langen Stangen – bestaunen konnte. Ostern waren wir dann in Memmingen (Allgäu) in der Bismarck-Schule, die, bis zur Auflösung im Oktober 1945, als Lazarett genutzt wurde.

Zwei der dort beschäftigten Schwestern, Theodota und Xaveria aus dem Orden der „Mägde Mariens von der unbefleckten Empfängnis“, kamen für ca. sechs Monate zu den 13 Vinzentinerinnen in die Heil- und Pflegeanstalt nach Irsee. Hier war Benediktinerpater Carl Wolff (1893–1965) ihr Spiritual – und während der Übergangszeit unmittelbar nach dem Krieg gleichzeitig Leiter des Hauses. Im Ersten Weltkrieg mehrmals verwundet, ersetzte eine Platte aus Silber ein fehlendes Knochenstück an seinem Unterkiefer. Pater Carl befasste sich wissenschaftlich mit Theologie und Kirche und war oftmals unterwegs zu Bibliotheken im In- und

Ausland. Ihn bat Schwester Xaveria um Vermittlung zugunsten einer Anstellung für meine Mutter. So kam ich am 1. November 1945, im Alter von acht Jahren nach Irsee und war oberhalb der Bäckerei Koneberg bei der Familie Hartl untergebracht. In der alten Schule südlich vom Pfarrhof kam ich zur Lehrerin Fräulein Reit in die zweite Klasse.

Eines Tages stand der im Dorf bekannte Patient Eusebius, ein gestandenes Mannsbild älteren Jahrgangs, in der Klassentür. Er hatte einen Schulranzen um und sagte, er wolle auch etwas lernen. So durfte er sich zu uns in die Schulbank setzen und wurde von uns ausgefragt. Es war ein gaudiges Ereignis.

Meine Mutter wohnte zunächst im Hauptgebäude der Anstalt und schlief zusammen mit mehreren Schwestern. Sie arbeitete mit Ignatz Guggenmos (1895–1980), dem Vater des Schriftstellers Josef Guggenmos (1922–2003), auf der Männerstation. So kam es, dass ich unter der Bedingung seiner Frau, jeden Tag vor der



Abb. 15: Vinzentinerinnen und Schwestern der Mägde Mariens im Anstaltsgarten, April 1946.



Abb. 16: Der Autor mit seiner Mutter.

Schule in die Frühmesse zu gehen, bei der Familie Guggenmos wohnen konnte. Bald danach bekam meine Mutter ein Zimmer im Wäschereigebäude, von da an wohnten wir dort zusammen.

Wäscherei und Schreinerei

Das Wäschereigebäude, (Anfang Juni 1979 abgerissen), wurde damals noch voll genutzt: Parterre, rechts vom Eingang, befand sich die Wäscherei. In den betonierten Becken im mittleren Bereich seifte Schwester Andita, die auch ca. 300 Angora-Hasen und den Hühnerhof oberhalb vom sogenannten „Landhaus“ (heute: Ateliergebäude) unter ihrer Obhut hatte, die Schafe vor dem Scheren ab. Auf der kleinen Rasenfläche vor der Küche lagen Wäschestücke zum Bleichen. Die linke Seite im Erdgeschoss war für die Wäscheausgabe vorgesehen. Im 1. Stock stand ein großer dampfbetriebener Wärmeschränk mit vielen schmalen Auszügen zum Trocknen der Wäsche. Im gleichen Raum standen auch viele Bügeltische, auf denen Patientinnen gemeinsam mit zwei Angestellten – Alberta (Betti) Scharpf (1900–1975) und Aloysia (Luise) Lachenmeier (1921–1983) – die ganze Wäsche von Hand bügelten.

Im 2. Stock des Wäschereigebäudes, schon im Dachbereich, hatte Fräulein Hilde Sauter (1901–1967), die Beschließerin (Leiterin) der Wäscherei, zwei Zimmer. Meine Mutter bewohnte mit mir das Zimmer daneben. Im Vorraum hatten wir einen Ausguss mit kaltem und warmem Wasser und hinter einem Vorhang eine freistehende, gusseiserne Badewanne und das WC. Das Gärtnerehepaar Fries kam wöchentlich einmal zum gemeinsamen Baden.

Die Haustür war tagsüber mit dem in Irsee üblichen, abgewinkelten Anstaltsschlüssel versperrt. Er passte in alle Stationstüren. Diese Spezialanfertigung, nur für die Irseer Anstalt, hatte einen noch im Winkel angeschweißten Schlüssel für die Vierkantdorne der Gartentorschlösser. Das Personal trug ihn zusammen mit dem Fixierschlüssel, für die Schlösser an den Fixiergurten, an einem Haken am Schürzengürtel. Bei der sehr seltenen Anfertigung für die Oberpfleger war der abgewinkelte Schlüssel durch ein Gelenk verbunden und so auch klappbar.



Abb. 17: Der in der Anstalt übliche Schlüsselbund.



Abb. 18/19: Das Wäschereigebäude der Anstalt (Anfang Juni 1979 abgebrochen).



Abb. 20: Die Wohnung des Autors im Wäschereigebäude.

Die Schreinerei der Anstalt war durch den Holzstadel im Winkel mit der Wäscherei verbunden. Während der Kriegszeit war sie der Arbeitsbereich von Oberwerkführer Johann Seemüller (1879–1959). Am 6.8.1945 wurde Ignaz Guggenmos (1926–2009), der Bruder des Schriftstellers Josef Guggenmos, als Schreiner Geselle eingestellt, am 15. August 1945 auch noch Michael Schuster (1912–1977), der dann am 3. März 1952 die Meisterprüfung absolvierte. Die Schreinerei war ein länglicher Raum mit einem kleinen, daran angeschlossenen Holzlager. In der Mitte stand eine kombinierte Bandsäge, die nach aufwendigem Umbau auch als Kreissäge, Bohrmaschine und Fräse verwendet werden konnte. An der Wand zur Straße befand sich der Schreinereiofen, auf dem sich Patient Ludwig zur Brotzeit immer Kartoffeln kochte – und danach das heiße Wasser durch seine Finger ablaufen ließ.

Die Anstalts-Schreiner hatten damals noch keine Hobelmaschinen. Zum Hobeln mussten sie, wenn eine Neuanfertigung anfiel, in die Schreinerei Metzler, damals unterhalb der Bäckerei Koneberg gelegen. Reparaturen waren aber die Regel. Erst 1954 wurde eine gebrauchte Hobelmaschine angeschafft.

Im Holzstadel, im Knie zwischen Wäscherei und Schreinerei, sägten und hackten Patienten mit einem Arbeitspfleger von Hand das Brennholz für die vielen Öfen auf den verschiedenen Stationen. Die Tore standen immer auf, und ich schaute manchmal zu. Da stand auch eine Schnitzbank, an der ein Patient an die Holzscheite Spanlockenbüschel schabte, damit sie beim Anfeuern leichter anbrannten. Es war immer dieselbe Mannschaft, wir kannten uns alle. Spannungsgeladene Situationen waren selten. Einmal flog ein schwerer Hackstock in Richtung Tor. Meine Achtung vor dem jungen, eher kleinen, aber athletischen Typ stieg gewaltig. Bei späteren Begegnungen dachte ich immer respektvoll an diesen Kraftakt.

In einem Jahr errichteten die Pfleger auf der Grünfläche im Park, vor dem Holzstadel, zusammen mit den Patienten zwei riesige Holztürme, etwa vier Meter im Durchmesser und fünf bis sechs Meter hoch. Die dominierenden Kolosse störten niemanden. Sie standen da über Jahre, bis das Holz trocken war.

In Tragen, das waren Kisten mit seitlichen Stangen mit einer Größe von 60 x 70 cm und etwa 45 cm tief, verteilten die Patienten in der kalten Jahreszeit jeden Tag das Holz an die Stationen und alle anderen Feuerstellen. Ebenso verteilten sie auch die Kohlen, die am Leinauer Bahnhof auf den anstaltseigenen Lastwagen umgeladen und mit diesem auf dem betonierten Platz vor der Küche angeliefert wurden. Der kuriose, vollgummi-bereifte „Holzvergaser“ schaffte nur keuchend den teilweise steilen Anstieg auf der noch ungeteerten Straße mit den vielen Schlaglöchern nach Irsee.

Hier kamen auch täglich mit dem „Sanka“ – einem Hanomag-Kastenwagen, eine im weiten Umkreis bekannte graue Sonderanfertigung mit zwei kleinen Fensterscheiben in den hinteren Türen und zwei klappbaren Sitzbänken an den Seiten – Lebensmittel und sonstiges an, ebenso wie Handwerker aus der Kaufbeurer Anstalt. Auch der Patient Gotthart aus Bickenried holte hier zur Mittagszeit mit dem Esel-, später Ochsenkarren für die dort stationierten Patienten, anfangs 28 Männer und 14 Frauen, das Essen und die Zeitung ab.

Die Anstalt

Gleich nebenan, in Richtung Bräustüberl, befand sich ein betoniertes Klärbecken, das jährlich entschlammt wurde. Dabei stand der Pfleger August Schneider im Becken und spritzte mit dem Feuerwehrschauch die Wände ab. Die Pflegerin Anna Reuter oben am Beckenrand rief: „Dass du des fei au richtig machscht, Gustl.“ War's der Strahl oder der Schreck, die stämmige Anna Reuter saß nass am Boden.

Von hier aus ging es über eine Treppe in die Gemüseküche, in der eine Schar Patientinnen das aus der Gärtnerei angelieferte Gemüse putzte. Linksseitig war die Großküche, wo die Ordensschwwestern Felix und Sebalda das Sagen hatten und mit drei, manchmal auch fünf Angestellten kochten. Kam die Schwester Felix morgens anders gewandert, wusste das Küchenpersonal, dass die Stimmung kritisch war.

Die meisten Pfleger bekamen ihr Mittagessen in einem dreiteiligen „Henkelmann“ von ihren Familien aus dem Dorf. Das übrige Personal holte sich das Essen in einer nummerierten Menagereindl direkt aus der Küche. Dem Hausarzt Dr. Adolf Waller (1894–1963) und Pater Carl wurde es in einem ebensolchen Geschirr gebracht,



Abb. 21: Der in Irsee übliche dreiteilige „Henkelmann“.

allerdings war dies nicht aus Metall, sondern aus weißem Porzellan. In späteren Jahren konnte das Personal im kleinen Zimmer rechts der Küche essen.

Neben der Treppe zur Küche führten einige Stufen in den Keller des Hauptgebäudes der Anstalt. Der rechte Gang verlief an der Innenhofseite, vorbei am Kohlenlager, zum Heizungskeller, dem Reich von Heizer Josef Knoller (1894–1980) und Dauerpatient Paul. Die umgehbaren, tiefer gelegenen Öfen wurden von oben beheizt. Dazu stand auf gleicher Ebene mit dem Kohlenlager immer ein von Hand gefüllter, trichterförmiger Blechbehälter auf Rädern bereit. An die Heizung angeschlossen waren die Wäscherei, die Küche, die Bäder und einige Räume im Hauptgebäude, wie die Pforte, das Büro und die Apotheke.

Im Anschluss an die Heizung, hinter dem zweiten Kellereingang, hatten die Maurer ihren Bereich. Nach links abbiegend, in Richtung Kirche, gelangte man am Ende vom Gang ein paar Stufen hinauf in einen ca. drei auf drei Metern großen Raum, im dem der mit Ziegeln ausgemauerte, ehemalige Klosterbrunnen bestaunt werden konnte. Er hatte einen Durchmesser von gut über einem Meter. Ein schmales Brett, über das wir uns nicht zu gehen trauten, lag darüber. Man konnte in der Tiefe den Wasserspiegel sehen, für meine Freunde aus dem Dorf immer abenteuerlich schön.

Im gleichen Gang befanden sich auch der Kartoffel- und der Krautkeller. Dort standen mehrere offene Holzfässer mit geschätzt 1,5 Metern Durchmesser. Mehrere Patienten stampften mit ihren Füßen das Kraut reihum ein, während ein anderer mit der Gabel frisch von Hand gehobeltes Kraut dazuwarf. Der Pfleger war fürs Salzen zuständig.

Vor dem Krieg hatte die Anstalt in den Kellerräumen unter der Küche auch eine eigene Bäckerei mit dem Bäckerei-Werkführer Martin Sauer (1888–1938). Zu meiner Zeit befand sich dort die Schlosserei unter Schlossermeister Theo Nahm (1917–1972). Hilfsbereit

half er neben seiner Frühschicht an der Heizung noch dem Morgendienst in der Küche beim Hantieren mit den schweren Milchkannen. Man konnte ihn aber auch auf der neuen Feuerwehroleiter beim Pflücken von Lindenblüten sehen. Die (heute leider verlorene) Laterne vor dem Hauptportal war sein Meisterstück.

Durch das Hauptportal rechts, am Gang zur Küche, waren die Büroräume der Anstalt mit der Oberschwester Hedwig Klose (1896–1976) gelegen. Die Pforte war lange Zeit mit dem Krankenpfleger Gustav Arnold besetzt. Nebenbei fertigte er Rosenkränze in Heimarbeit. Seine Freizeit verbrachte er meist mit der Irseer Jugend, die er auch mit seinem Hobby, dem Briefmarkensammeln, begeistern konnte. Außerdem war er Mitbegründer des Irseer Fußballvereins und Jugendtrainer. Nach ihm war Otto Angerer (1923–1998) an der Pforte. Er erledigte auch Schreibarbeiten für den Hausarzt Dr. Hans-Joachim Bock (1919–2008). Im Krieg hatte er bis oberhalb vom Knie ein Bein verloren und trug eine Prothese.

Johann Steiner (1892–1960), ein sehr belesener Patient, war mit in der Pforte und übernahm die anfallenden Botengänge und den Bereitschaftsdienst bis spät in die Nacht. Die Nachtschwärmer unter dem Personal waren ihm für seine Dienste oft sehr dankbar ...

Durch die Pforte, in Richtung Kirche, kam man in den Besucherraum der Anstalt mit Möbeln aus der Epoche des Biedermeier. Im 1. Stock, oberhalb der Pforte, befand sich die Apotheke und anschließend die Arztwohnung. In der Regel wurden dort alle gehfähigen Patienten verarztet. Mir wurde dort als Kind von Schwester



Abb. 22: Pater Carl Wolff OSB. 1943 bis 1950 Hausgeistlicher der Vinzentinerinnen.



Abb. 23: Der 1944 angelegte Anstaltsfriedhof hinter der Irseer Klosterkirche.

Rebekka ein Backenzahn gezogen, der wieder nachwuchs – aber braun, weil die Wurzel abgebrochen war. Außerdem erhielt ich dort an einem Sonntagnachmittag, nach einem Fahrradunfall mit plötzlich hohem Fieber, von Dr. Waller und unter Assistenz von Schwester Rebekka, Pflegesekretär Karl Eisenschmid (1918–1975) und anderen Schwestern eine große Haut-Triangel unter Chloroform-Narkose vernäht.

Im 2. Stock, gleich rechts vom großen Treppenaufgang, war die Tür zum Dachboden, dahinter die Wohnung von Pater Carl. Er hatte ein großes Wohn- und Arbeitszimmer, ein kleines Schlafzimmer und eine winzige Dunkelkammer, denn er war ein leidenschaftlicher Fotograf und hatte mit seiner Linhof-Plattenkamera alles Sehenswerte im Haus und in der Kirche im Fokus. Ich durfte die großformatigen Schwarz-Weiß-Bilder, die er in einer Kommode mit vielen Schubladen aufbewahrte, einmal bewundern.

Friedhof und Wald

Bis in den Krieg hinein fanden die Patienten ihre letzte Ruhestätte auf dem Ortsfriedhof. Ab 1932 auf einer für 211 Gräber erweiterten Fläche beidseits einer kleinen, neu errichteten Kapelle mit einer Pieta, die ursprünglich das Vorzeichen der Stephans-Kirche zierte. 47 an Typhus verstorbene Patienten wurden auf einem anderen Friedhof, unterhalb vom Schönblick, beerdigt. Ein Weg führte an Haus Nr. 7 den Abhang hinunter zu diesem sogenannten „Seuchenfriedhof“. Ab April 1944 fanden auf einem

neu angelegten Anstaltsfriedhof hinter der Klosterkirche – zunächst nur auf einer begrenzten, oben gelegenen Teilfläche – Erd- und Urnenbestattungen statt. Nach 1946 wurden die beschwerlichen Erschließungsarbeiten auf der Hanglage in Richtung Männergarten von Patienten fortgesetzt und nach den Wünschen von Pater Carl Wolff Terrassen und Wege angelegt. Ich sah ihn, wie er in seinem schwarzen Habit in den Lehmgräben auch selber mit Hand anlegte. Auch ich wurde für eine kurze Zeit mit einbezogen und belegte die Wandungen eines Grabens am Weg mit großen Kieselsteinen. Bis zur Schließung der Anstalt waren alle Plätze voll belegt.

Pater Carl hatte eine sehr schöne Tenorstimme. An besonderen Festtagen sang er bei der Andacht in der Klosterkirche, damals noch teils lateinisch, die Vesper. Zu seinem Erscheinungsbild gehörte ein schwarzes Damen-Leichtmotorrad, eine Art Moped mit geschätzten 100 ccm, um das er damals von vielen beneidet wurde. Nach seinen Plänen und dank seiner Tatkraft – und vielleicht auch nach dem Wahlspruch des Hl. Benedikt „Bete und arbeite“ – sind zwei künstlich angelegte Weiher und das Wegenetz am Abhang hinter dem Friedhof entstanden: als Geschenk an die Ordensfrauen, das sie beim Breviergebet sehr schätzten.

Die sich schnell vermehrenden Frösche in den Teichen wie auch der kleine, weiter unten liegende, als Kläranlage genutzte Weiher, übten auf mich und meinen Freund Hans Ebner (1937–2016) eine große Anziehungskraft aus. Wir hatten dort, trotz der hygienischen Bedenken von Pater Carl, ein altes Tor als Floß liegen und fischten die toten Karpfen aus dem Wasser. Unter-

halb des Weihers stand ein kleines, vom Irseer Bach angetriebenes Kraftwerk in einem gemauerten Häuschen zur Stromgewinnung.

Nach meiner Erstkommunion im Jahr 1946 wurden der zwei Jahre ältere Bruno Chmiel (geb. 1935) und ich Ministranten. Die kleine Schwester Christa brachte uns die lateinischen Texte bei, und wir durften sonntags in der Anstaltskapelle ministrieren. Am Heiligen Abend lagen unter dem Christbaum von Schwestern gestrickte Angora-Strümpfe. Sie reichten bis weit unter die kurzen Hosen, waren langhaarig wie ein Fell, und sehr warm beim Skifahren. Ich wurde beneidet. Doch abends hatte ich dann schwarze Füße.

Religiöses Leben und Brauchtum

In der Weihnachtszeit erhielt der Altar der Anstaltskapelle im Erdgeschoss des Hauptgebäudes einen einem Stall ähnelnden Aufbau, zusätzlich zu dem wunderschönen alten Ölgemälde mit dem Weihnachtsmotiv (Maria und Josef, Gaben bringende Hirten und das in der Krippe liegende Jesuskind). So konnte in der Christmette das Messopfer symbolisch von Pater Carl im „Stall von Bethlehem“ gefeiert werden.

An besonderen Feiertagen dirigierte er auch einen Frauenchor, der hinten auf dem Podium neben dem Harmonium seinen Platz hatte. Der Sohn der Klostermühle, August Vogler (1931–1996), spielte das Harmonium. Von ihm bekam ich auch den ersten Unterricht. Nach der Messe erhielten wir Ministranten von Schwester Felix zur Belohnung einen dick mit Butter geschmierten Brotkeil.

Innerhalb der Klausur, im 2. Stock oberhalb der Arztwohnung, hatten die Schwestern noch eine weitere, interne Kapelle. An den Herz-Jesu-Freitagen musste ich dort schon um sechs Uhr morgens ministrieren. Das lateinische Stufengebet musste perfekt sein. Den



Abb. 24: Die Anstaltskapelle in weihnachtlichem Schmuck (wohl Weihnachten 1946).



Abb. 25: Fronleichnamsaltar vor dem Klosterbrunnen. Bruno Chmiel und Georg Wawrzik (r.) als Ministranten.

Schwestern, unmittelbar hinter mir, war es doch geläufiger als mir.

1950 verließen die Barmherzigen Schwestern (Vinzentinerinnen) Irsee. Pater Carl zog zu anderen Ordensschwestern in ein Altersheim nach Mickhausen. Der Hausgeistliche der Kaufbeurer Anstalt, Pfarrer Hubert Czekowski (1900–1977), übernahm zusätzlich die geistliche Betreuung der Irseer Patienten. Er kam jeden Mittwoch mit seiner BMW und später mit seinem Lloyd und hielt Gottesdienste, bei denen Olga Ebner (1903–1981) über viele Jahre den Organistendienst übernahm. Anschließend waren beide zum Frühstück im Esszimmer neben der Küche eingeladen.

Jeden 13. im Monat betete Pfarrer Joseph Wille (1897–1983) mit den Patienten in der Anstaltskapelle den Fatima-Rosenkranz vor dem ausgesetzten Allerheiligsten – und ich durfte die zwei immer gleichen Lieder mit dem Harmonium begleiten. Deutlich mehr Vorbereitungen erforderte das Fronleichnamsfest: Die Pfitzer Babet, eine Kräuterfrau, sorgte mit anderen Patienten für genügend Blüten und Fichtenzweige. Sie hatte Sonderrechte im Wald, sammelte außerdem Kräuter für den Tagestee, der dann in großen Holzfässern auf dem Dachboden oberhalb der Wohnung vom Pater Carl lagerte. Meiner Mutter verkaufte sie Waldhimbeeren. Eines Tages sagte sie zu mir: „Ich hab’ heute schon drei

Rosenkränze gebetet.“ Doch meine Bewunderung hielt sich in Grenzen, weil ich einmal unbemerkt hörte, wie sie von jedem Gesetz nur das erste Ave-Maria betete, dann immer „grad wie vor, grad wie vor“ wiederholte. Sie half auch in der Landwirtschaft bei Bauer Satzger in Oggenried aus und verkaufte uns hin und wieder einen Liter Milch. Auf ihren Wunsch hin bekam sie ein Grab auf dem Ortsfriedhof im Bereich der kleinen Kapelle mit der Schmerzhaften Mutter Gottes.

Schon ab Montag in der Fronleichnams-Woche kamen die Angestellten mit den Patienten zum Kranzen und Girlandenbinden zusammen. Am Nachmittag vor dem Fest befestigte man die Girlanden dann an der Hausfront. Am Fronleichnamstag selbst, ab vier Uhr früh, wurde der Altar in das geöffnete Hauptportal eingebaut und der Blument Teppich gelegt. Dabei halfen auch die Pfleger mit. In einem Jahr war der Altar im Klosterbrunnen aufgestellt, denn das Haus bekam in dieser Zeit einen neuen Anstrich.

Auf dem Platz vor der Kirche stand ein alter Stadel. Die Grundrisse sind noch heute durch besondere Steinlegungen im Kiesbeton vermerkt. Dort bewunderte ich eine alte Feuerwehrspritze, die wahrscheinlich noch aus dem 19. Jahrhundert stammte. Sie bestand aus einem Kessel auf Rädern mit einer innen liegenden Pumpe, die wechselseitig von je drei Mann an zwei langen Griffen bedient wurde. Dazu gehörten eine Menge dickwandige Lederkübel. Später erkannte ich im Lager der Schlosserei noch die Messingteile der ausgeschlachteten Pumpe. Zu meiner Zeit gab es aber bereits mehrere

Hydranten – allerdings auch noch eine hölzerne Feuerwehrleiter im Durchgang zwischen Kirche und Anstalt.

Die Anstaltsgärtnerei

Das langgezogene, am Richard-Wiebel-Gässchen gelegene Arbeits- und Wohnhaus, in dem der Obergartenverwalter Alfred Schölzig (1905–1968) mit seiner Familie wohnte, und das gegenüberliegende Saustall-Gebäude an der Marktstraße beim Kriegerdenkmal – beide verbunden durch eine hohe Steinmauer mit dem nachts verschlossenen Tor an der Straßenkreuzung – umfassten den Stammteil der Anstaltsgärtnerei. Im Haus an der Marktstraße wohnte die Familie Ulrich Zell (1915–1990) im 1. Stock, über eine Außentreppe zu erreichen, in späteren Jahren Leo Schölzig mit seiner Frau. Beide waren Pflegekräfte in der Irseer Anstalt. Der Straße entlang, in Richtung der heutigen Josef-Guggenmos-Grundschule, erstreckte sich noch eine weitere, von einer hohen Hecke umsäumte Gartenfläche. Sie wird heute von den Grundschülern als Schulacker genutzt.

Die Anstaltsgärtnerei erwirtschaftete mit den männlichen und weiblichen Arbeitsgruppen und dem Pflegepersonal Anna Reuter (1901–1980) und Josef Rieder (1895–1985), sowie mit weiteren, wechselnden Pflegekräften, jedes Jahr einen Überschuss an Gemüse, welches in der Erntezeit wöchentlich einmal den Bediensteten in Irsee und Kaufbeuren preiswert angeboten wurde.



Abb. 26: Der Fronleichnamsaltar vor dem Hauptportal der Anstalt.

Erinnerungssplitter

Von 1958 an wurde die Irseer Wäsche nicht mehr selbst gewaschen, sondern kam in die Anstaltswäscherei nach Kaufbeuren. Im Irseer Wäschereigebäude wurde nun die gebrauchte Wäsche nur noch ab- und saubere ausgegeben. In den drei Räumen im 1. Stock standen jetzt Webstühle: zwei für Bündelteppiche, zwei für Hand- und Wischtücher, einer für Hemdenstoffe und zwei kleine Bänderwebstühle, außerdem viele Tische für Heimarbeiten für die Neugablonzer Betriebe.

Für die Bündelteppiche benötigte man 2 cm breite Streifen aus Stoffresten, die man aneinandernähte. Für die gezupften Teppiche wurden Stoffflecken in Fäden zerlegt, die anschließend zu einem 10 bis 15 Millimeter starken Strang versponnen wurden. Die Arbeitszeiten waren von acht bis elf Uhr, nachmittags von halb zwei bis fünf Uhr. Für die Gablonzer Industrie fädelte man Perlen auf Schnüre und knüpfte Fäden an verschiedene Abzeichen. Andere Patienten saßen an den Webstühlen. So konnten ca. 70 Patienten je nach ihren Fähigkeiten beschäftigt werden. Das war der Arbeitsbereich meiner Mutter, gemeinsam mit Elfriede Wobbe (1925–1989) oder Rosemarie Heimann (1928–1992). Die Patienten wurden von einer Schwester von ihren Stationen geholt und dorthin auch wieder zurückgebracht.

Unsere Wohnung, zwischenzeitlich in den Dachboden-



Abb. 27/28: Webstühle im 1. Stock des Wäschereigebäudes.

bereich erweitert, hatte jetzt zwei Schlafzimmer, ein Wohnzimmer, eine Küche, ein Bad und einen Vorraum. Am 1. März 1959 begann ich als Schreiner in der Kaufbeurer Anstaltsschreinerei. So kam ich auch zu Reparaturarbeiten in das Anstaltsgut nach Bickenried. Im Hof schon begegnete man der Patientin Juliane Müller, die für das Personal schlicht und einfach „die Jul“ war, und so dachte ich zunächst, das sei auch ihr Familienname. Ich lernte aber schnell, dass sie als „Frau Doktor von Lüpeck“ angesprochen werden wollte, und dass sie der Meinung war, sie sei die eigentliche Besitzerin von Gut Bickenried.

Jeden Montag kam der Direktor der Anstalt, Dr. Heinrich Salm (1906–1984), zu Fuß über Bickenried zur Visite nach Irsee. „Frau Doktor von Lüpeck“ stellte dann im Männerhaus eine Flasche Bier und zwei Gläser für ihn und sich bereit. Dann machte sie ihren „Hofbericht“. Danach konnte er, über alles in der vergangenen Woche bestens informiert, seinen Weg nach Irsee fortsetzen. Die Herb Cilli, eine jüngere Patientin, sah sie als ihre Tochter an. Als sie später wegen einer schweren Krankheit nach Irsee ins Krankenzimmer kam, ging auch „ihre Tochter“ mit. Nach ihrem Tod gab der Arbeitsoberpfleger Georg Lutzenberger (1903–1975), den sie früher gern besuchte, eine Todesanzeige für „Frau Dr. von Lüpeck“ in die Zeitung. Im Anstaltsbereich wusste ja jeder, wer damit gemeint war.

Während des ganzen Jahres nähte und ergänzte man die schönen Faschingskostüme, in denen Patienten und Personal, angeführt vom jeweiligen Pflegesekretär und der Irseer Blaskapelle, durchs untere Dorf zogen. Anschließend spielte die Kapelle zum Tanz im Gang von F3B im 2. Stock des Hauptgebäudes auf. Die Patienten freuten sich, wenn der anwesende Direktor Heinrich Salm sie alle mit Namen kannte. Sein Nachfolger wurde 1971 Dr. Andreas Treuheit (1915–2008).

Das Gartenfest

Ein wirklich großes Ereignis für die Anstalt war das Gartenfest am 1. September nachmittags im Männergarten unterhalb vom Friedhof, wo auch die Kinder der Bediensteten dabei sein durften. In den ersten Jahren nach dem Krieg stand dort noch eine Kegelbahn. Zur weiteren Belustigung kam eine Angelbude hinzu, ein zwei Meter hoher, mit Tüchern viereckig abgegrenzter Bereich, in dem man den Anglern, meistens nach ihren Wünschen, Geldbörsen, Spielkarten, Briefpapier, Tabakpfeifen, Waschbeutel und andere schöne Kleinigkeiten an die Angelschnur knüpfte. Beim „Bockstechen“ war in vier bis fünf Metern Entfernung eine große Schützenscheibe mit einem Geißbock aufgestellt.



Abb. 29: Faschingsumzug von Patienten und Personal beim Einzug in die Anstalt.

Man bekam einen großen Zylinderhut über den Kopf gestülpt und versuchte nun, mit einem langen Spieß in Richtung Scheibe zu gehen. Mit viel Glück – oder geführt durch die Hand eines anderen, meistens aber durch Zurufe – traf man dann ins Ziel. In der Wurfbude waren grinsende Köpfe und Dosenpyramiden das Ziel. Der Schießstand lockte mit Blumen, die in Röhrchen steckten, und einer Zielscheibe für Sachpreise. Auch hier wurde nach mehreren vergeblichen Versuchen die Zielscheibe an den Lauf gehalten.

Eine weitere Attraktion war der „Hau den Lukas“, den man unbemerkt manipulieren konnte. So war es für einen Muskelprotz unbegreiflich, dass es bei der zarten Schwester immer wieder knallte, bei ihm aber „ums Verrecken“ nicht. Das „Wurstschnappen“ war eine Sache für sich: Ein Gestell mit einer beweglichen Walze, zwei Meter lang, 30 cm stark und ein Meter über dem Boden, mit einem kleinen Galgen am Ende der Walze, an dem verlockend eine Wurst an einer Schnur baumelte. Um an die Wurst zu kommen, musste man auf der Walze sitzend zum Galgen vorrutschen und mit dem Mund nach dem Schübling schnappen, den der „Henker“ einem eine Zeitlang immer wieder um die Nase baumeln ließ. Am Ende einer erfolglosen Bemühung bekam dann doch jeder seine Wurst. Lange Füße fanden an der Verstrebung unterhalb der Walze zwar Halt, doch es wurde manchmal noch, die Situation erschwerend, an der Walze gedreht, sodass auch immer wieder einige in die ausgelegten Matratzen stürzten. So auch die Pflegesekretärin Sieglinde Fritz, die sich dabei den Fuß brach. Im folgenden Jahr war das Gartenfest leider um diese höchst belustigende Sensation ärmer ...

Beliebt war auch das überwiegend aus Holz bestehende, von Hand betriebene *Kettenkarussell*. Immer wieder fanden sich welche, die es, innen an zwei Seilen ziehend, in Schwung brachten. Aber auch da konnte es Verletzte geben: Wenn einer aus dem Sessel rutschte und auf der Erde saß, traf ihn der Hintermann, schlimmer noch, der nächste leere Sessel, an Rücken oder Kopf, denn die Sessel hingen tief.

Dazu spielte die Blechmusik zu wildem Tanz. In den ersten Jahren gab es sogar noch Freibier vom Fass. Auch der Direktor, Dr. Heinrich Salm, der Oberamtmann Heinrich Erdle (1916–1986) und die Spitzen der Pflegekräfte – Marie Jedelhauser und Anton Schramm – waren dabei. Später seine Nachfolger Richard Krause und Norbert Koch aus Kaufbeuren. Für alle gab es Kaffee und Kuchen. Die Patienten freuten sich aber vor allem über ihre schönen Preise für den täglichen Gebrauch, die sie bis zum Abend gewonnen hatten.

Angrenzend an den Männergarten, in dem das Gartenfest stattfand, stand das ehemalige Tobhaus der Anstalt, in der in der ersten Zeit der Irseer Psychiatrie, die noch ohne moderne Psychopharmaka auskommen musste, Patienten bei einem Tobsuchtsanfall beruhigt wurden. In den Zellen hingen gusseiserne Kreuze, die fest an die Wand geschraubt waren. Einige der dickwandigen Eichentüren mit den kleinen Fenstern waren damals noch vorhanden. Im zu Wohnungen umgebauten Haus wohnten im Laufe der Zeit mehrere Angestellte mit ihren Familien. So auch der Pflegesekretär Holzmann (der Vorgänger von Karl Eisenschmied) mit seiner Frau, die Pfleger Braun, Renn und Zell mit Familien, die Pflegerinnen Alice Neumann und Berta

Grotz, der Schreinermeister Michael Schuster, der Schlossermeister Theo Nahm mit Familien, der Pflege-sekretär Gottfried Reiner mit seiner Familie und auch der bekannte Kunstmaler, Fotograf und Mitbegründer des Tierparks Hellabrunn, Raimund Grieß (1884–1960) mit seiner Frau Auguste.

Epilog

Seit Mai 1964 bin ich mit der ehemaligen Krankenschwester Margarete verheiratet. Wir wohnten zunächst mit meiner Mutter für ein knappes Jahr im Wäschereigebäude, bis wir am 1. April 1965 in unser neu errichtetes, eigenes Haus umzogen.

Meine Frau kam am 1. November 1958 als Lernschwester nach Irsee. Sie erinnert sich: „Ich war damals im 2. Stock oberhalb der Apotheke in der ehemaligen Klausur der Ordensschwestern mit 13 Kolleginnen untergebracht und schlief in einem Vierbett-Zimmer. Die ersten 12 Jahre war ich immer wieder auf allen Stationen eingeteilt. Anfangs auch ab und zu bei den Frauen in Bickenried, denn die ständige Schwester Anna Reichelmayer hatte einmal wöchentlich ihren freien Tag. 1970 bekam ich dann die Station F3B zugeteilt. Anni Eberle (1910–2003) war in dieser Zeit die Oberschwester der Irseer Anstalt und Karl Eisenschmid (1894–1975) der Pflegesekretär. Ihm folgten Franz Negele, Gottfried Reiner, Alois Rietzler und Raimund Neubauer.

Der heutige Festsaal im Anstaltsgebäude war unterhalb der oberen Fensterreihe in der Höhe abgeteilt, dadurch entstand ein drittes Stockwerk, eine Art Geheimbereich, der Fremden verborgen blieb, denn von den Gangfenstern im zweiten Stock, rings um den Innenhof, sah man oberhalb schon das Dach mit dem gleich hohen Giebel, sodass man annahm, bereits auf der obersten Etage angekommen zu sein. Die oberen Räume aber erreichte man nur über eine unauffällige Holztreppe im Vorplatz, abseits vom Hauptgang. Wenn ich oben ankam, war ich immer wieder von der Stuckdecke beeindruckt. Aus der Nähe empfand ich die Ornamente als ungewohnt groß. Die Stuckdecke zog sich über zwei Schlafräume, ein Zimmer und einen kleinen Vorraum. Unterhalb waren das Bad, ein Wachsaal, das Dienstzimmer, zwei kleine Schlafräume, der Tagessaal und eben der Vorplatz mit der Treppe nach oben. Den Ordensschwestern soll es gelungen sein, während des Krieges dort Patienten bei Selektionen zu verstecken.

Eines Tages hieß es, die sanitären Anlagen – Kloschüsseln mit seitlich eingelassenen Holzleisten, Badewannen mit durchgescheuerter Emaille und die sehr veralteten Waschräume – seien hygienisch nicht mehr tragbar. Die Sanierung wurde zum dringenden Anliegen



Abb. 30: Die Frau des Autors als Pflegeschülerin vor der Arztwohnung im 1. OG der Anstalt.

von Dr. Bock, dem Hausarzt. Fast gleichzeitig wurde die Befeuerung der vielen Einzelöfen wegen der großen Brandgefahr nicht mehr erlaubt, und so musste die Heizanlage im Keller aufgerüstet werden. Dabei gaben das Fundament und die Außenwand nach, was der Maurermeister der Kaufbeurer Anstalt, Sebastian Nocker, bereits vorher prophezeit hatte. Jetzt mussten von außen angebrachte Balken und Streben bis zum Dachbereich ein weiteres Ausbrechen der Wände verhindern. Alle Stockwerke im Trakt über der Heizung durften nicht mehr genutzt werden, weitere Umbauarbeiten wurden eingestellt. Viele sahen das als Anfang vom Ende der Anstalt Irsee an. Zu den hinteren Stationen musste man jetzt über den mittleren Innenhof. Im Winter aber waren die vielen außenliegenden Stufen zu gefährlich, und so verband man die beiden Eingänge mit einer überdachten Holzbrücke.“

Mit vielen Einschränkungen wurde der Anstaltsbetrieb noch eine Zeit lang weitergeführt. Ab Frühjahr 1972 aber wurden alle Patientinnen und Patienten in andere Anstalten und Heime – wie zum Beispiel nach Burtenbach, Iberg bei Meierhöfen, auf den Blender und nach Günzburg – verlegt. Der Trennungsschmerz war groß. Mitarbeiter, die älter als 60 Jahre waren, wurde pensioniert. Das restliche Personal hatte die Möglichkeit, in das inzwischen umbenannte Kaufbeurer „Nervenkrankenhaus“ (heute: Bezirkskrankenhaus) integriert zu werden.

Epilog



Mit dem Buch „Alt Irsee. Eine historische Bilddokumentation über Häuser, Personen und das Leben im Dorf im 19. und 20. Jahrhundert“ (Konzeption: Franz Abfalter und Volker Koneberg, 2004) und dem Schriftenband „Wir waren wie eine große Familie. Die Anstalt Irsee zwischen Kriegsende und Auflösung“ (von Robert Domes, 2017) liegen zwei Bild- und Textzeugnisse vor, die vom einstigen Leben in unserer Marktgemeinde berichten. Mit Heft 4 der IRSEER BLÄTTER kommen weitere Aspekte hinzu, die Irsee zwischen 1945 und 1972 ausgesprochen lebendig werden lassen. Herzlich danken wir den drei Autoren – Thomas Glowatzki, Max Starkmann und Georg Wawrzik – für all ihre eingebrachte Zeit und aufgewendete Mühe, haben sie doch ebenso beglückende wie schmerzliche Erinnerungen an das Leben der ersten beiden Nachkriegs-Jahrzehnte zu Papier gebracht. Damit kommen unsre IRSEER BLÄTTER einmal mehr ihrer Aufgabe nach, verschiedene Facetten des Zusammenwirkens des Marktes Irsee mit der ehemaligen Anstalt wie auch des einstigen Benediktinischen Reichsstifts mit den umliegenden Weilern und Gemeinden zu beleuchten.

Irsee – früher „Ursin“ – wird erstmals in einer Urkunde aus dem Jahr 1075 namentlich erwähnt, wobei sich das Dorf um eine Burg der Herren von Ursin-Ronsberg entwickelte. Nach der Klostertradition übergab Markgraf Heinrich gegen 1182 die leerstehende Burganlage Einsiedlern aus dem nahe gelegenen Eiberger Wald, die sich gemäß der Benedikt-Regel zu einem Konvent zusammenschlossen. Aus Wassermangel verließen die Mönche die Anhöhe und gründeten um 1195 Kloster Irsee am heutigen Standort. Als benediktinische Abtei, die um die Wende zum 18. Jahrhundert Reichsunmittelbarkeit erlangte, hatte Kloster Irsee nicht nur geistliche Aufgaben, sondern verantwortete auch die territoriale Herrschaft in mehr als zwanzig Dörfern und Weilern und verfügte über einen eigenen Wirtschaftsbetrieb. Im Zuge der Aufhebung des Klosters wurde die barocke Klosterkirche 1804 zur Pfarrkirche umgewidmet und

die Wirtschaftsgebäude in private Hände veräußert. In den Klostergebäuden eröffnete 1849 die erste stationäre Psychiatrie in Schwaben, die „Kreis-Irrenanstalt Irsee“ des Kreises Schwaben und Neuburg, die bis 1972 als Abteilung der „Heil- und Pflegeanstalt Kaufbeuren/Irsee“ Bestand hatte. Nach einem Grundsatzbeschluss des Bezirkstags von Schwaben wurde Kloster Irsee ab 1974 aufwendig saniert und konnte 1981 als Tagungs-, Bildungs- und Kulturzentrum neu eröffnen. Gemeinsam mit der ebenfalls hier ansässigen Schwabenakademie und dem Bildungswerk des Bayerischen Bezirkstags sieht es das Schwäbische Bildungszentrum als eine wichtige Aufgabe an, Spuren der Klosterzeit wie auch der Anstalt wieder erlebbar zu machen.

Als Herausgeber der IRSEER BLÄTTER laden wir Sie zur Mitarbeit ein und freuen uns über einen Besuch in unserer Geschichtswerkstatt (in der Regel an jedem ersten Freitag eines Monats von 16 bis 18 Uhr im Irseer Gerichtshaus).

Christian Strobel

Geschichtswerkstatt Irsee

antiquariat-strobel@t-online.de

Dr. Stefan Raueiser

Schwäbisches Bildungszentrum Irsee

stefan.raueiser@kloster-irsee.de

